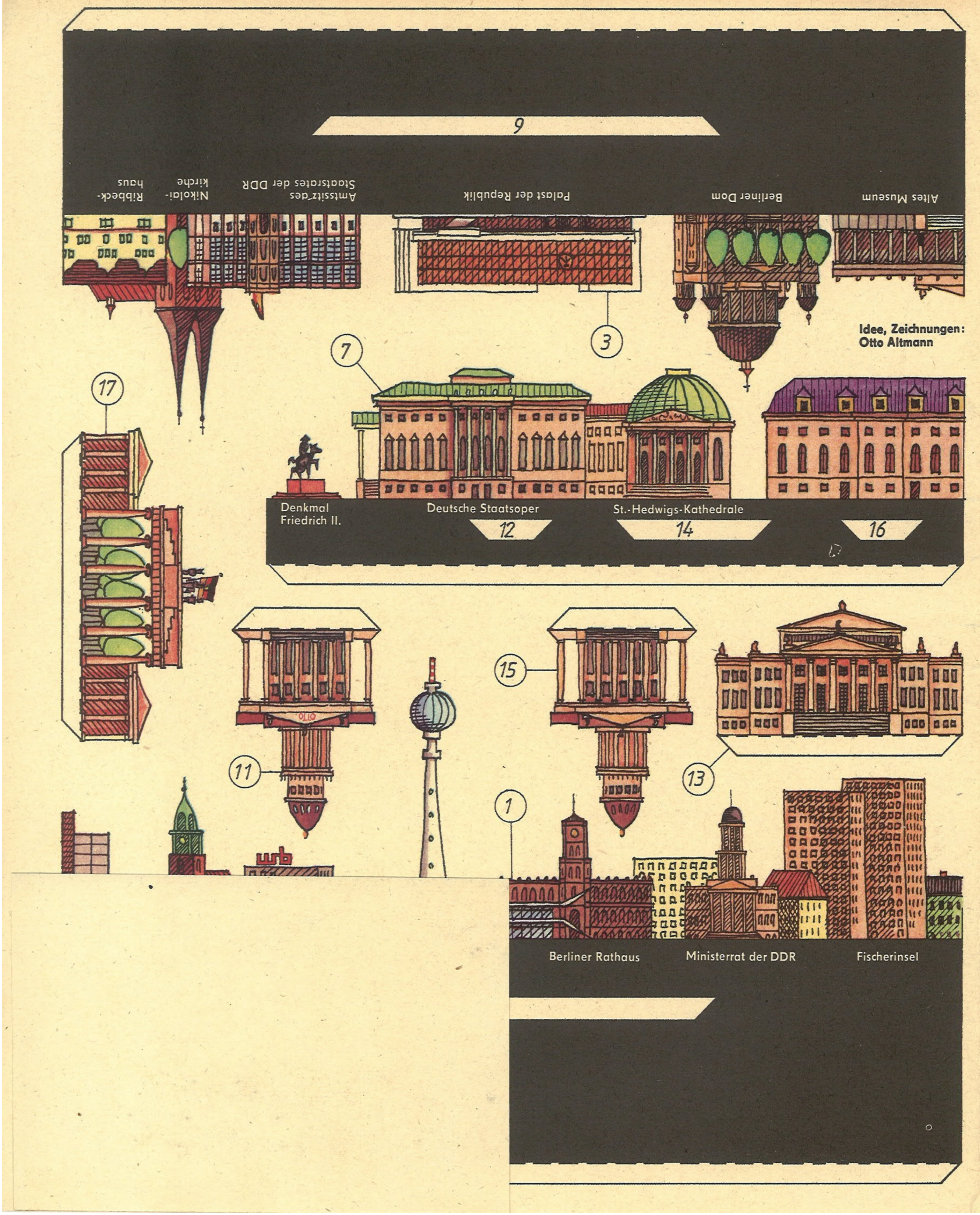


ISSN 0323-8806



Alles Museum
Berliner Dom
Palast der Republik
Amtssitz des Staatsrates der DDR
Nikolai-kirche
Ribbeck-haus
9
3
7
17
Idee, Zeichnungen: Otto Altmann
Denkmal Friedrich II.
Deutsche Staatsoper
St.-Hedwigs-Kathedrale
12
14
16
11
15
13
1
Berliner Rathaus
Ministerrat der DDR
Fischerinsel



Verlagsgebäude CENTRUM-Warenhaus Reisebüro der DDR Haus des Lehrers Kongreßhalle

2

1

3

5

7

9

11

Französische Friedrichstadt-Kirche

15

Deutsche Kirche

17

Brandenburger Tor

13

Schauspielhaus Berlin

1237 BERLIN 1987


1237
1987
750
JAHRE
BERLIN



Unser Otto-Alwin-Mobil hat seine erste Haltestelle erreicht. Direkt am Lohgerbermuseum steht das Gefährt. Unsere Frage: In welchem Ort der DDR befindet sich dieses Museum? Damit es nicht ganz so schwer wird, hier einige Streckeninformationen: Die Haltestelle ist im Bezirk Dresden, südlich der Bezirkshauptstadt, rund 30 km von ihr entfernt. Würdet ihr über Freital nach Kipsdorf fahren, der Weg führte euch direkt durch den gesuchten Ort, der die Postleitzahl 8230 trägt.

Das Lohgerbermuseum ist ein kleines Heimatmuseum, wie es viele in unserer Republik gibt. Sie alle sind ein lohnendes Ziel für einen Pioniergruppennachmittag oder einen Besuch mit der ganzen Familie.

Schreibt den gesuchten Ortsnamen auf eine Postkarte und schickt sie bis 15. 4. 87 an Redaktion FRÖSI, Kennwort: Haltestelle, PSF 37, Berlin, 1056.

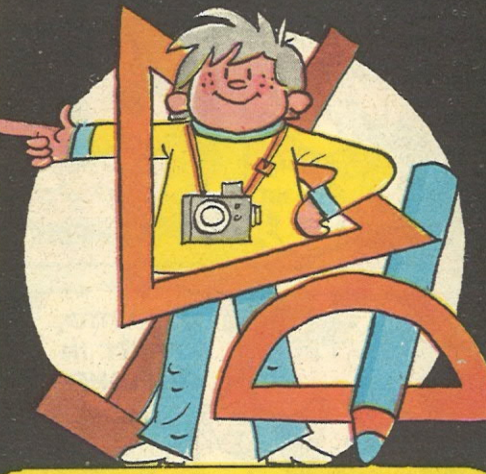
Zeichnung: Jürgen Günther

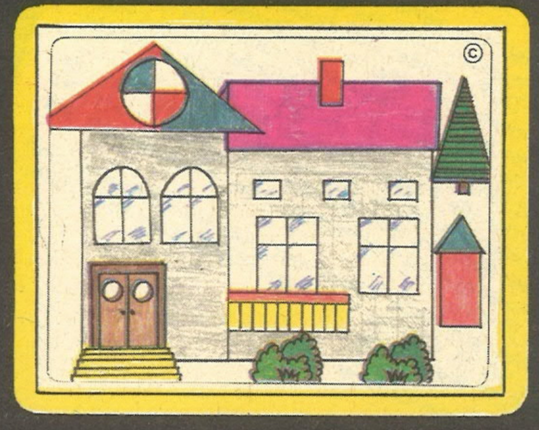
Das sind die Preisträger der „Frösi"-Bildschirm-Papier-Computer-Prachthäuser

Hier habt ihr auf einen Blick, einige prächtige Konstruktionen vom großen „Frösi"-CAD-CAM-Papier-Computer-Wettbewerb (Heft 4/86). Wer seinen Superprachtbau darunter entdeckt, darf sich mit beiden Händen auf die Schulter klopfen. Bravo! Bravissimo! Ihr seid Klasse! Viele Preise gingen auf die Reise.
Es hat ganz schön Schweiß gekostet, um aus dem Riesenstapel guter Einsendungen nur ein paar auszuwählen, ohne alle anderen „Baumeister" zu kränken. Tüte-Schweiß! Eine ganze Stadt kann man mit euren vielen Entwürfen bauen. Deshalb noch einmal ein dickes Dankeschön an alle, die mitgemacht haben.
Bleibt fröhlich, keß und munter! Und macht auch im neuen Jahr tüchtig mit, wenn bei „Frösi" geknobelt und gekniffelt wird.
Das wünscht sich euer

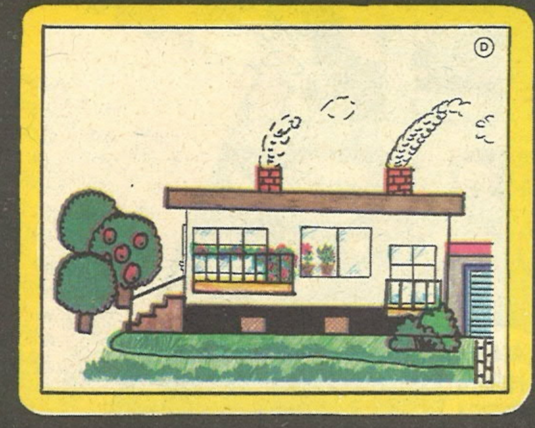
Tüte

Zeichnung: Richard Hambach
Farbrepro: Horst Glocke

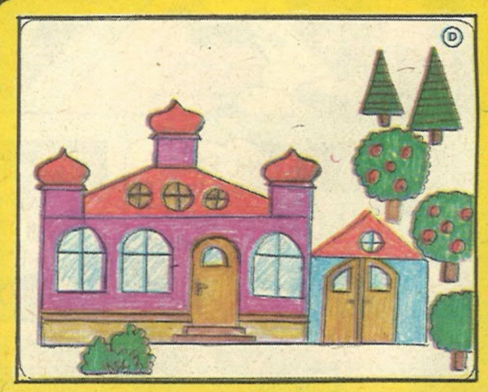




Janina Büttner, Aken, 4372



Silvana Müller, Staßfurt, 3250

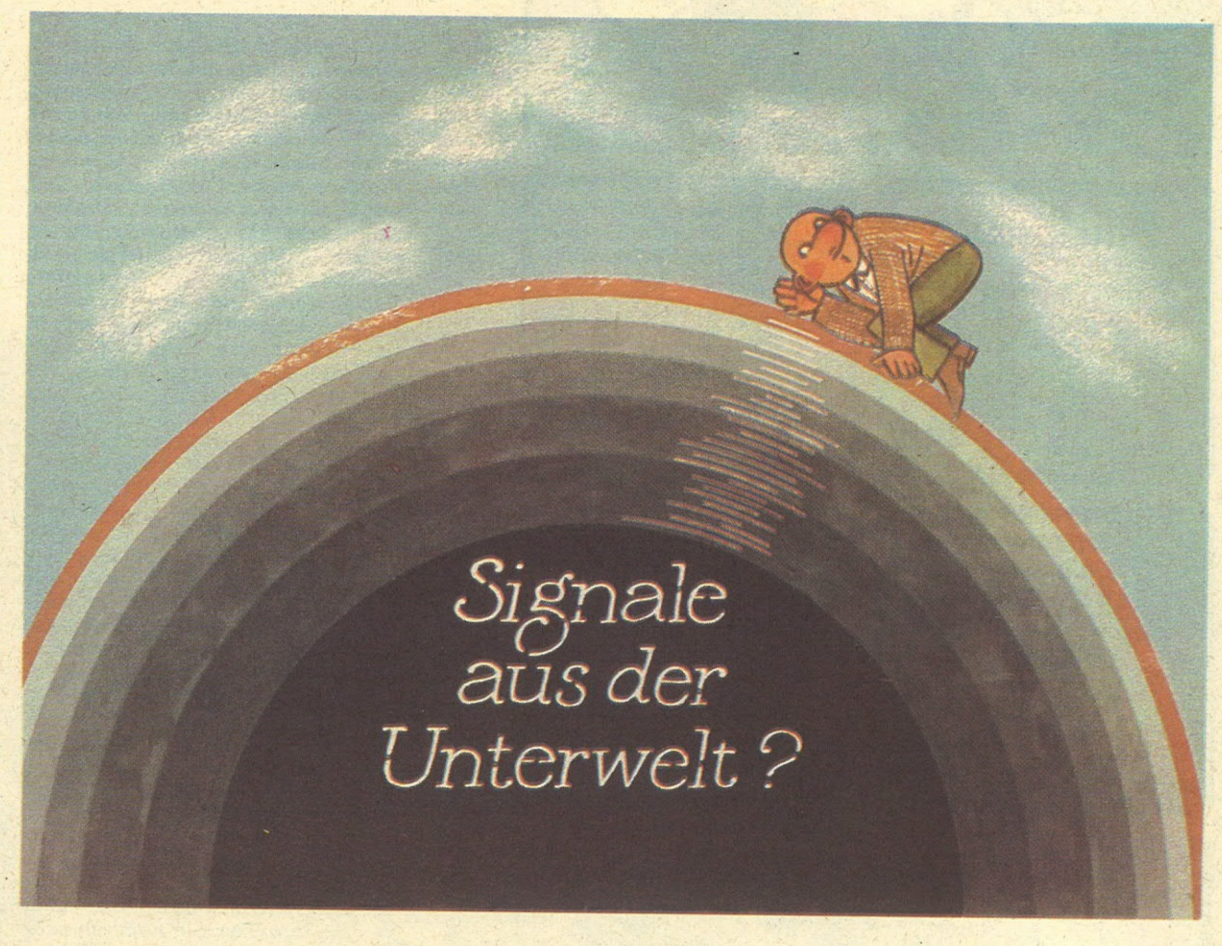


Ramona Koch, Roßla, 4710

Gefragt sind Fragen

„Signale aus der Unterwelt" – so lautete vor einigen Monaten eine Sendung der AHA-Redaktion des Fernsehens der DDR.

Natürlich war das nur ein Sendetitel, der ins Auge und Ohr geht, denn eine „Unterwelt" im eigentlichen Sinn – vielleicht noch als Sitz geheimnisvoller Kräfte oder märchenhafter Wesen – gibt es gar nicht. Wohl aber empfangen wir Signale aus den Tiefen der Erdkruste und des Erdmantels. Gemeint sind damit Erderschütterungen, wie sie Ende 1985, Anfang 1986 auch auf dem Gebiet der DDR im Bereich von Schönberg und Bad Brambach im äußersten Süden bis nach Jena im Nordwesten und Freiberg im Nordosten von der Bevölkerung wahrgenommen worden sind. Zum Teil haben in den Zimmern sogar Glasscheiben oder das Geschirr geklirrt, Dielen haben geknarrt und gelegentlich sind auch kleinere Gegenstände umgefallen. Da gab es ein großes Fragen unter der Bevölkerung: Woher kommen denn diese Erschütterungen, warum gerade jetzt und wie geht es weiter?



In einer Reihe von Veranstaltungen beantworteten Wissenschaftler vom Zentralinstitut für Physik der Erde in Potsdam und vom Wissenschaftsbereich Angewandte Geophysik der Bergakademie Freiberg diese Fragen, und auch die AHA-Sendung diente diesem Zweck. Wir erfuhren dabei, daß seit dem 2. Dezember 1985 wieder einmal ein sogenannter vogtländischer Erdbebenschwarm zu beobachten war, dessen Herdgebiet eigentlich in der ČSSR zwischen Kraslice und Cheb lag. Solche Bebenschwärme sind schon seit etwa 500 Jahren bekannt; die letzten stärkeren Schwärme wurden in den Jahren 1936, 1962 und 1973 beobachtet. Die damit verbundenen Erschütterungen haben zwar gelegentlich zu geringfügigen Schäden im Mauerwerk einzelner Häuser geführt (Rißbildungen im Verputz oder Abbrechen schadhafter Schornsteinteile), aber noch niemals sind ernsthafte Gebäudeschäden aufgetreten oder gar Menschen zu Schaden gekommen. Die Ursachen der vogtländischen Bebenschwärme sind nun aber keine geheimnisvollen Kräfte; vielmehr sind sie darauf zurückzuführen, daß sich auch in Europa Teile der Erdkruste noch nicht in völliger Ruhe befinden, sich bewegen, sich falten und damit Kraftwirkungen über weite Bereiche übertragen. Im Falle der vogtländischen Erdbebenschwärme sind es vor allem Spannungen, die von den noch nicht ganz abgeschlossenen Bewegungen der Alpen ausgehen und sich in Teile der Erdkruste konzentrieren; wir sprechen von „tektonischen Spannungen". Da aber insbesondere im Gebiet des Elstergebirges die Erdkruste durch frühere Vorgänge schon in viele kleine Schollen zerbrochen ist, können die tektonischen Spannungen keine größeren Ausmaße annehmen und zu gefahrvollen Erdbeben führen; vielmehr treten schon relativ bald Spannungsfreisetzungen auf, die sich nun eben in Form schwacher Erderschütterungen bemerkbar machen.

Übrigens gibt es heute auf dem Staatsgebiet der DDR 13 Erdbebenstationen – auch seismische Stationen genannt – die mit empfindlichen Geräten ausgerüstet sind und ständig unser Territorium auf Erderschütterungen überwachen. Sie zeichnen die Signale auf, die aus großen Tiefen kommen und viele Informationen über das natürliche Kräftespiel im Inneren unserer Erde übermitteln.

Schließlich sind es aber nicht nur natürliche Erdbeben, mit deren Hilfe wir gewissermaßen in die Tiefen unseres Erdkörpers schauen, die sich einer direkten Beobachtung noch verschließen. Man kann auch mit Sprengungen, großen Fallgewichten oder Vibratoren den Boden künstlich zu Erschütterungen anregen. Die so erzeugten „seismischen Wellen" breiten sich nach allen Seiten im Erdboden aus und werden dort an solchen Schichtgrenzen reflektiert (gespiegelt), an denen eine Änderung der Dichte und der Ausbreitungsgeschwindigkeit dieser Wellen erfolgt. Ein solcher Wechsel der physikalischen Verhältnisse liegt z. B. dort vor, wo sich tonige Schichten mit härteren Sandsteinen ablösen und wo poröses Gestein mit dichtem Material wechselt. – Im allgemeinen wird auf diese Weise nur ein Teil der seismischen Energie reflektiert; die Welle läuft – abgeschwächt – weiter und kann erneut an tiefergelegenen Schichtgrenzen reflektiert werden.

Die an die Erdoberfläche zurückkommenden reflektierten Wellen bzw. die dadurch hervorgerufene Bodenbewegung wird mit sogenannten „Geophonen" aufgenommen und – ähnlich wie bei einem Mikrophon – in elektrische Wechselspannungen über eine leistungsfähige Elektronik in einem „Seismogramm" registriert, das für jedes Geophon eine Aufzeichnung enthält und somit ein Abbild von der Bodenbewegung an den einzelnen Geophonen ist. Dadurch, daß man solche Einzelmessungen entlang einer Linie – der sogenannten Profillinie – fortlaufend wiederholt, erreicht man eine Folge von Seismogrammen, mit welchen Schichtgrenzen im Erdinneren lückenlos verfolgt werden können.

In der DDR ist die Reflexionsseismik von besonderer Bedeutung zum Nachweis und zur Erforschung des Verlaufes solcher Schichtgrenzen, an die Vorkommen von Kohlenwasserstoffen und insbesondere von Erdgas gebunden sind. Industriemäßig werden solche Messungen vom Kombinat Geophysik Leipzig durchgeführt. Der Beruf eines Geophysikers ist sehr interessant, verlangt aber zugleich auch den vollen Einsatz eines jeden beim Umgang mit einer hochentwickelten Technik unter rauhen Geländebedingungen.

Prof. Dr. habil. H. Militzer

Zeichnung: Winfried Warmke
Repro: Hilmar Schubert

OTTO

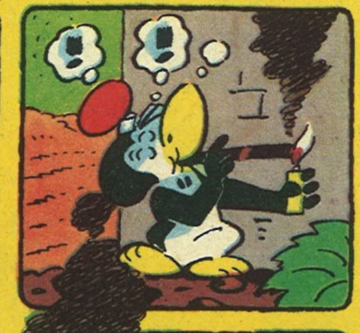
UND ALWIN!

VON JÜRGEN GÜNTHER 86













FRÖSI-SPASS



Ob unser Otto Bescheid weiß? Was ruft Alwin im Vorbeisausen? Überlegt eine lustige Antwort, schreibt sie auf eine Postkarte und schickt alles zusammen unter dem Kennwort „Spaßeshalber" an Redaktion „Frösi", Postschließfach 37, Berlin, 1056. „Frösi"-Spaß-Aufkleber winken als Preise.

BERLIN-

Mein großer, schwarzer Zottelhund Jonny liebt nichts auf der Welt mehr, als zu schlafen und spazierenzugehen. Den größten Teil des Tages schläft er zusammengerollt auf einem alten, grünen Lehnsessel. Wenn es draußen langsam dunkel wird und der Straßenlärm verstummt, erhebt er sich, streckt sich, gähnt und trottet zu meinem Schreibtisch. Er legt seine Schnauze auf das gute Manuskriptpapier, wedelt und blinzelt mich herausfordernd an. Na los, heißt das in der Hundesprache, hast du's vergessen? Jetzt ist Spaziergehzeit! Gehorsam stehe ich auf und ziehe den Mantel an.

Meist reicht es nur für einen kleinen Spaziergang an der Spree entlang, durch den Köllnischen Park, vorbei am Bärenzwinger mit den Berliner Bären. Manchmal aber haben wir Zeit, die Straße Unter den Linden bis zur Friedrichstraße zu schlendern. Wir biegen links in die Friedrichstraße ein und bummeln Richtung Leipziger Straße. Drei Querstraßen weiter biegen wir rechts in die Otto-Nuschke-Straße ein. Diese Straße lieben wir besonders. Und wenn man etwas liebt, dann will man möglichst viel darüber erfahren.

Die Otto-Nuschke-Straße gehört zu den interessantesten Straßen unserer Hauptstadt. Noch heute kann man einige der stattlichen Gebäude sehen, neben denen die schmalen, bescheidenen Wohnhäuser wie arme Verwandte wirken. Sie stammen noch aus jener Zeit, als die Otto-Nuschke-Straße Jägerstraße hieß.

Die Jägerstraße begann an der Mauerstraße, wenige Meter von der heutigen „Frösi"-Redaktion entfernt. Mein Hund kennt meine Vorliebe für diese Straße – und für eines dieser alten Häuser. Es ist das Haus Nummer 4, eines der schmalen, bescheidenen Häuser. Der Hund weiß, hier wird es länger dauern, deshalb legt er sich auf das Straßenpflaster, überkreuzt die Pfoten und überläßt mich meinen Gedanken. Am Hauseingang ist eine Tafel angebracht. Man muß sich ein wenig den Kopf verrenken, um lesen zu können, was da steht:

> *Hier wohnte Ernst Friedrich Rudolf ZINNA*
> *geboren am 8. September 1830 in Berlin*
> *gefallen am 18. März 1848 im Alter von 17 Jahren*

Wer war dieser Ernst Zinna, geboren in Berlin, gefallen in Berlin, kaum daß sein Leben richtig begonnen hatte? Wer waren seine Eltern? Hatte er Geschwister? Wie stellte er sich seine Zukunft vor?

Viel ist nicht zu erfahren. Im Verzeichnis der Märzgefallenen kann man lesen, daß er Schlosserlehrling war und bei einer Familie Leining, Jägerstraße 4, zur Untermiete wohnte.

Vor Jahren, als ich zum ersten Mal den Hauseingang betrat, war an der Flurwand noch eine verwaschene Inschrift zu lesen: Schlosserei und Klempnerei Le . . ., 4. Stock. Hieß es vielleicht einmal Schlosserei und Klempnerei Leining? Damals war es durchaus üblich, daß die Lehrjungen bei ihren Meistern wohnten und verpflegt wurden. Vielleicht hatte die Mutter ihren Sohn Ernst hierhergebracht, nachdem sie lange gespart hatte, um dem Meister das Lehrgeld zahlen zu können.

Lehrjungen hatten kein leichtes Leben. Neben der Lehre mußten sie die Werkstatt saubermachen, Besorgungen erledigen, der Frau des Meisters beim Einkaufen helfen, Taschen und Körbe tragen und tausend andere Dinge tun, die mit dem eigentlichen Handwerk nichts zu tun hatten. Die Arbeit ist dem Schlosserlehrling Ernst bestimmt nicht leicht gefallen. Augenzeugen beschrieben ihn als kleinen, schmächtigen Burschen, der noch wie ein Kind von 14 Jahren wirkte. Er muß ein echter Berliner Junge gewesen sein, vorwitzig, unerschrocken, ein bißchen frech, aber das Herz auf dem rechten Fleck.

Außer Ernst stand wahrscheinlich noch der 19jährige Herrmann Glasewald bei Meister Leining in Diensten. Vielleicht teilte er sogar seine Kammer mit Ernst, gewiß aber waren sie Freunde. Über das, was sie gemeinsam unternahmen, worüber sie lachten, was sie ärgerte und wovon sie träumten können wir nur Vermutungen anstellen. Aber einen Tag aus ihrem Leben können wir, wenigstens stundenweise, nachvollziehen – **es ist der 18. März 1848 . . .**

Schon seit Anfang März kam es in Berlin und anderen Städten zu Volksversammlungen, auf denen Arbeiter, Handwerksgesellen, Studenten und Bürger vom König die Mitbestimmung des Volkes forderten. Eine Volksvertretung sollte gebildet werden, die das Recht der Bevölkerung auf Waffen, Presse- und Versammlungsfreiheit durchsetzen sollte. Der König witterte Gefahr und rief seine Truppen zu Hilfe. Mit blanken Säbeln hieben die preußischen Soldaten auf friedliche Demonstranten ein. Da versammelten sich am Morgen des 18. März die Berliner auf dem Schloßplatz und forderten die Zurückziehung der Truppen. Der König dachte nicht daran, diese Forderung zu erfüllen. Er befahl den Truppen, den Schloßplatz zu säubern. Plötzlich fielen Schüsse. Der König hatte auf sein Volk schießen lassen . . .

Im Nu breitete sich die Flamme der Revolution über die Stadt aus. Das Straßenpflaster wurde aufgerissen, Waffenläden ausgeräumt, Äxte und

JÄGERSTRASSE

Beile herangeschafft und Barrikaden errichtet. An Fenstern und auf den Dächern standen Männer und Frauen, Kinder und Greise mit Steinen bewaffnet, bereit, die heranna-henden Soldaten zu empfangen. Gegen Nachmittag wehten rote Fahnen auf den Barrikaden, und dem König wurde gemeldet, die Stadt habe sich wie ein Mann erhoben.

Es gab mächtige, günstig gelegene Barrikaden – und es gab schwache, weniger günstig gelegene. Zu den letzteren gehörte auch die Barrikade an der Jäger-, Ecke Friedrichstraße, die in weniger als 40 Minuten von mehreren jungen Leuten errichtet worden war. Ein umgekippter Wagen bildete den Mittelpunkt, an den Seiten hatte man Tonnen, Geröll und Bretter aufgetürmt. Die Besatzung bestand aus Handwerksgesellen, Studenten und Kindern. Manche trugen Brecheisen und Stangen bei sich, ein zwölfjähriger Junge hatte eine Pistole gefunden und hielt stolz Wache. Am Nachmittag aber kam man überein, daß die Barrikade zu schwach und damit unhaltbar wäre. Die Besatzung beschloß, zu der günstiger gelegenen Barrikade an der Taubenstraße überzuwechseln. Nur zwei junge Leute in Handwerkertracht blieben zurück – Herrmann Glasewald und Ernst Zinna. Herrmann hatte ein altes Gewehr und Ernst nichts als einen krummen, verrosteten Säbel zur Verteidigung. Furchtlos über die Brustwehr gelehnt, erwarteten sie die herankommenden Truppen. Schon hörte man von den Linden her die Trommeln des heranrückenden Infanteriezuges. Als die Soldaten nahe genug waren, legte Herrmann sein Gewehr an und schoß. Fast im selben Moment zerschmetterte ihm ein Schuß den linken Arm. Ohnmächtig vor Schmerz stürzte er zur Seite. Nun hatte die Barrikade nur noch einen Verteidiger. Augenzeugen berichteten später, wie Ernst Zinna plötzlich aus der Barrikade hervorstürzte, alle seine Kräfte zusammennahm und einem der voranmarschierenden Offiziere einen mächtigen Hieb mit seinem Säbel versetzte. Der Offizier, am Hals verletzt, stürzte zurück. Augenblicklich entluden sich sechs oder acht Gewehre auf den Jungen, der sich blitzschnell bückte und so auf wunderbare Weise dem Tod entging. In Windeseile sammelte er große Pflastersteine auf und warf sie gegen die Soldaten. Wiederum versuchte er dem Kugelhagel auszuweichen, doch diesmal vergebens. Mit seinen Händen bedeckte er die heftig blutende Wunde in seinem Leib und flüchtete in einen Hauseingang. Unerschrokken, kein Zeichen körperlichen Schmerzes von sich gebend, starb er wenige Minuten später ...

Ich weiß, es gibt viele Straßen und Häuser in der Stadt, die ähnliche Geschichten erzählen könnten. Jeder von uns hat wohl „seine" Straße und „seine" Ecke in der Stadt oder dem Dorf, in dem er lebt. Immer, wenn ich in der ehemaligen Jägerstraße vor dem Haus Nummer 4 stehe, glaube ich Geschützdonner, Schüsse und vorn an der Friedrichstraße die Trommeln des Infanteriezuges aus jenen Märztagen zu hören.

SIBYLLE DURIAN



Zeichnung: Karl Fischer

Jedes Jahr verleiht der Magistrat von Berlin zum Geburtstag Ernst Zinnas den ERNST-ZINNA-PREIS DER HAUPTSTADT DER DDR BERLIN an Jugendkollektive und Einzelpersönlichkeiten für besondere Leistungen auf dem Gebiet von Wissenschaft und Technik und auf dem Gebiet von Kunst und Kultur.

TÜTE FRAGT SICH DURCH

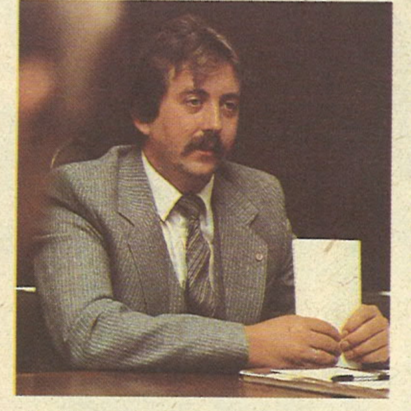
Im Bus war er mir aufgefallen, das heißt, eigentlich noch eher. Er stand an der Haltestelle, blickte ungeduldig auf seine Armbanduhr, studierte den Fahrplan. Klarer Fall: Der Mann war in Eile. Dann kam der Schlenki angebrummt. Und weil euer Tüte ein Glückspilz ist, war ich eher drin als der eilige Berliner. Ich knipste meinen Fahrschein und setzte mich hin. Jetzt kommt's! Der Mann im schicken Anzug hielt kurz eine Karte hoch und nahm dann Platz. Doch Tütes Scharfblick hatte keine Monatskarte entdeckt. War das etwa ein Schwarzfahrer? Ich wollte mich gerade mächtig aufblasen, da stand der Mann auf, drückte den Türknopf. Euer Tüte stürzte hinterher.

Der Mann hatte es jetzt noch eiliger als zuvor. Ob er mich bemerkt hatte? Im Sturmschritt steuerte er den Palast der Republik an. Dort ging er nicht zum Haupteingang, sondern zum Eingang der Volkskammer der DDR. Genau in dem Moment hatte ich ihn eingeholt. Fix





und fertig von der Rennerei. „Na?" brachte ich nur heraus. Der Mann drehte sich um. „Na?" Er guckte mich an. „Bist du aus Coswig?" Ich fiel von den Socken. „Ich bin nicht aus Coswig, und ich war auch noch nie in Coswig", antwortete ich. „Dann ist es ja gut", sagte der Mann erleichtert. „Ich dachte schon, ich komme zu spät!" Jetzt holte ich wieder richtig Luft: „Wollen Sie mir etwa erzählen, daß man in Coswig im Bus nicht bezahlen muß?" fragte ich. Der Mann guckte mich verständnislos an. „Entschuldige, ich kann dir nicht ganz folgen", sagt er. „Aber gefolgt bin ich Ihnen ...", platzte ich heraus, „weil Sie nämlich ein Schwarzfahrer sind!" – Das hatte gesessen. Der Mann wollte gerade etwas erwidern, da eilte eine Gruppe FDJler heran. „Wir sind von der Wilhelm-Pieck-Oberschule in Coswig und wollen zum Genossen Andreas Uhlig, dem Volkskammerabgeordneten." „Der bin ich", sagte der Mann. „Einen kleinen Moment bitte, ich muß hier nur noch schnell etwas klären." Er drehte sich wieder zu mir. Vorsichtshalber war ich einen Kopf kleiner geworden. „Wie kommst du denn darauf, daß ich schwarz mit dem Bus gefahren bin?" fragte er mich. Peinlich, peinlich, dennoch stammelte ich mutig: „Vorhin im Bus, da – da – na ja, da haben Sie nur irgendwas hochgehalten ... aber keine Monatskarte", sagte ich noch



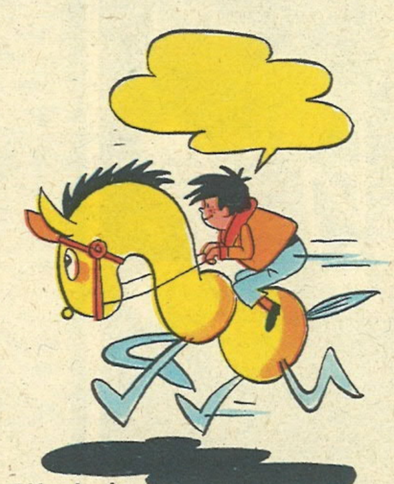
schnell hinterher. Genosse Uhlig stutzte. „Du bist wirklich ein pfiffiger Pionier und außerdem wachsam." Dann griff er in seine Tasche und holte die bewußte Klappkarte hervor, die er im Bus gezeigt hatte. Er machte sie auf, und ich studierte: „Volkskammerabgeordneter Uhlig, Andreas. In Ausübung seiner Tätigkeit als Abgeordneter darf der Inhaber alle öffentlichen Verkehrsmittel der DDR kostenlos benutzen." Mahlzeit! So hatte ich mich schon lange nicht mehr blamiert. Doch Genosse Uhlig sah die Sache ganz anders. Er klopfte mir sogar auf die Schulter und sagte: „Wenn du Lust hast, dann komm doch einmal mit rein. Ich bin Gesprächspartner einer Jugendweihegruppe. Das interessiert dich bestimmt."
So kam es, daß euer Tüte das zweite Mal in seinem Leben den Plenarsaal der Volkskammer betrat. Andreas, so darf ich ihn jetzt nennen, zeigte zuerst, welcher Abgeordnete seiner Fraktion wo während der Volkskammertagungen Platz nimmt. Dann erzählte er wie hier Gesetze beraten und verabschiedet werden. Anschließend gingen wir gemeinsam in den Beratungsraum der FDGB-Fraktion und rückten uns noch ein bißchen näher. Andreas schilderte seine Entwicklung.
1955 wurde er geboren. Sieben Geschwister hat er, ganz klar, daß es zu Hause manchmal fröhlich zuging. Er wurde Pionier, so wie du und ich. Lernen machte ihm Spaß, und er gab sich Mühe, alle Aufgaben seiner Pioniergruppe zu erfüllen. Auch als FDJler blieb er dieser Auffassung treu. Schwächeren Schülern half er und bessere nahm er sich zum Vorbild. 1972 begann er die Lehre, und baulustig, wie er schon damals war, wurde er Betonwerker. Bei den Grenztruppen der NVA leistete er seinen Ehrendienst und qualifizierte sich anschließend zum E-Schweißer. Im Jahre 1978 übernahm er eine Jugendbrigade, wurde Brigadier. Zwölf Schweißer gehörten zu seinem Kollektiv, und da muß einer schon was „auf dem Kasten" haben, wenn man die anleiten will. Das Jahr 1981 war für ihn nicht so ganz ohne. Erst mal heiratete er, das ist nicht ungewöhnlich, aber doch eine wesentliche Entscheidung im Leben. Und dann trat die FDJ an ihn heran und fragte, ob er bereit wäre, für die Volkskammer der DDR zu kandidieren. Da war Andreas erst einmal ganz still und auch stolz, weil man gerade ihn entdeckt hatte. Ausschlaggebend dafür sind sein Klassenstandpunkt und die Leistungen, auch die seiner Jugendbrigade gewesen. Tja, und so wurde er auf die Kandidatenliste gesetzt. In vielen Wahlveranstaltungen mußte er seinen Wählern Rede und Antwort stehen, das war neu für ihn





und oftmals gar nicht so einfach.
Andreas Uhlig wurde gewählt und erhielt sein Mandat als Mitglied der FDJ-Fraktion in der Volkskammer.
Nun ist er schon die zweite Wahlperiode als Volksvertreter, diesmal mit dem Mandat des FDGB, sehr aktiv. Hinter ihm steht ein gutes Arbeitskollektiv und eine dufte Familie. Als Produktionsabschnittsleiter im Wohnungsbaukombinat hat er mitgeholfen, viele Wohnungen in unserer Hauptstadt entstehen zu lassen.
Aus der Hand von Andreas erhielten die Jugendweiheteilnehmer aus Coswig ihre FDJ-Dokumente. Und dann konnten sie Fragen stellen. Sie wollten wissen, wie ein Gesetz entsteht, wie die FDGB-Fraktion arbeitet, welches Land das erste Parlament hatte, in welchen Ländern es Jugendgesetze gibt und vieles mehr.
Ich war platt, wie er die Fragen beantworten konnte. Alles lief wie am Schnürchen ... bis euer Tüte sich zu Wort meldete. „Andreas, ich hab auch mal eine Frage. Welcher Abgeordnete hat die meisten Kinder?" Jetzt fehlten ihm die Worte. Andreas war überfragt! Wenn man sich Tüte auf den Hals holt, muß man eben mit allem rechnen.

Einige der Fragen, die Andreas beantworten mußte, lest ihr auf dieser Seite. Sie sind numeriert. Welche möchtet ihr in „Frösi" beantwortet haben? Kreuzt bitte nicht mehr als 10 auf dem kleinen Schein an und klebt diesen auf eine Postkarte, und wenn ihr möchtet, dann schreibt noch eine eigene Frage dazu. Spätestens im Oktober 1987 wird „Frösi" beginnen, eure Fragen zu beantworten.
Unsere Adresse: Redaktion „Frösi", Kennwort: Tüte fragt sich durch! Postschließfach 37, Berlin, 1056.



Fotos: Horst Glocke, Zeichnung: Richard Hambach
Per Schreibmaschine wurde Tüte von Walter Stohr und Frank Frenzel begleitet

1 Wie alt muß man mindestens sein, um Abgeordneter der Volkskammer zu werden?	2 Beraten die Abgeordneten nur im Gebäude der Volkskammer in Berlin oder auch woanders?	3 Bekommen die Abgeordneten auch Briefe, und wer beantwortet sie?	4 Wem sind die Abgeordneten über ihre Tätigkeit rechenschaftspflichtig?
5 Wie meldet sich ein Abgeordneter zu Wort?	6 Hat der Präsident der Volkskammer eine Glocke?	7 Was ist ein Gesetz?	8 Wer arbeitet ein Gesetz aus?
9 Welches war das erste Gesetz der DDR?	10 Welche Parteien und Massenorganisationen sind in der Volkskammer vertreten?	11 Wie heißt der jüngste Abgeordnete, wie der älteste?	12 Wer gab der Volkskammer ihren Namen?
13 Kann ein Abgeordneter zugleich in einer anderen Volksvertretung sein?	14 Welcher Abgeordnete hat die meisten Kinder?	15 Kann man als Zuhörer an einer Volkskammertagung teilnehmen?	16 Welche Pflichten hat ein Abgeordneter?
17 Wieviel Abgeordnete hat die Volkskammer?	18 Dürfen in den Beratungen der Volkskammer Redner auftreten, die nicht Abgeordnete sind?	19 Wer bereitet die Beratungen der Volkskammer vor?	20 Wann tritt ein von der Volkskammer beschlossenes Gesetz in Kraft?
21 Welche Rechte hat ein Abgeordneter?	22 Wieviel Abgeordnete sind verheiratet?	23 Steht für die Abgeordneten der Volkskammer eine Bibliothek zur Verfügung?	24 Welche Vornamen bei Männern und Frauen sind unter den Abgeordneten am häufigsten vertreten?
25 Erhalten die Abgeordneten der Volkskammer ein Monatsgehalt?	26 Wie setzt sich die Volkskammer in der 9. Wahlperiode nach ihrer sozialen Herkunft zusammen?	27 Welche Berufe haben die Abgeordneten?	28 Welcher Beruf ist am meisten vertreten?
29 Wer sorgt für den Ton und das Licht in der Volkskammer?	30 Wieviel Gemälde gibt es in den Räumen der Volkskammer?	31 Kann man die Volkskammer besuchen, wenn nicht gerade Tagungen sind?	32 Welcher Abgeordnete benutzt niemals einen Fahrstuhl?
33 Lachen die Abgeordneten der Volkskammer auch einmal während ihrer Beratungen?	34 Wer leitet die Jugendstunden in der Volkskammer?	35 Welches Gesetz wurde mit besonders großem Beifall verabschiedet?	36 Wieviel Abgeordnete waren von den Faschisten eingekerkert?
37 Welche Abgeordneten der FDJ-Fraktion haben ein Haustier und welches?	38 Welcher Abgeordnete spricht die meisten Sprachen und welche?		
39 Welches Buch hat der Präsident der Volkskammer besonders gern?	40 Ist ein Abgeordneter Held der Arbeit?		
41 Wieviel Abgeordnete der 9. Wahlperiode waren einmal Mitglied unserer Pionierorganisation „Ernst Thälmann"?	42 Welches Gesetz wurde von unserem sozialistischen Aufbau so überholt, daß es schon mehrmals neu beschlossen werden mußte?		

1	2	3	4
5	6	7	8
9	10	11	12
13	14	15	16
17	18	19	20
21	22	23	24
25	26	27	28
29	30	31	32
33	34	35	36
37	38		
39	40		
41	42		

Ostereier – gefärbt und geschmückt

Schon vor gut 2000 Jahren färbte man in Ägypten, in China und auch in Persien Eier. Auch bei uns ist es ein alter Brauch. Die Sorben haben es sogar bis zur künstlerischen Meisterschaft gebracht. Da aber jeder sich probieren sollte, hier einige einfache Vorschläge.

Was wird gebraucht?

Ostereierfarbe („Frösi"-Beilage), Wasser, Essig, ausgeblasene Eier, kleine Reste von Bändern, Bordüren, Spitzen, Häkelgarn, Papier, gepreßte Pflanzen, Duosan-Klebstoff, Hölzchen, Schere, Locher, Häkelnadel, ein Gefäß für das Farbbad, ein Konservenglas und ein kleines Sieb.

So wird's gemacht:

1. Ausgeblasene Eier vorsichtig mit Essigwasser abreiben.
2. Ostereierfärbepapier in einem Gefäß mit höchstens einem halben Liter kochendem Wasser übergießen. Nach fünf Minuten das Papier vorsichtig herausnehmen. Einen Eßlöffel Essig zusetzen und die Eier mit einem kleinen Sieb untertauchen, bis der gewünschte Farbton erreicht ist. Danach die Eier auf Holzstäbchen stecken, damit sie gut trocknen können.
   Tips: Zuerst die hellste Farbe ansetzen. Nach dem Färben der Eier die abgekühlte Farblösung in ein Glas schütten und zum Färben von Spitzenresten, Bändern oder Garn verwenden. Diese Materialien müssen anschließend gespült und getrocknet werden, bevor sie auf die Eier geklebt werden können. Die verschiedenen Farblösungen ergeben gemischt neue Farbtöne für Eier und Textilien.
3. Den Aufhängefaden an ein Hölzchen binden und in die obere Öffnung schieben. Schmuckelemente zuschneiden, etwas Klebstoff (Duosan o. ä.) auftupfen und die Ornamente vorsichtig andrücken.
4. Hellfarbene Eier können mit gepreßten zarten Pflanzenteilen geschmückt werden. Hierbei ein wenig Klebstoff auf das Ei streichen und die Pflanzen auflegen.
5. Reste von feinem Häkelgarn doppelfädig verarbeiten. Aus Luftmaschen lassen sich runde „Minideckchen" häkeln, die durch abschließende große Luftmaschenbogen dem jeweiligen Ei angepaßt werden. Durch die letzte Bogenreihe wird ein Faden gezogen und verknotet (siehe Zeichnung).
6. Bordüren lassen sich durch aufgeklebte Velourpapierstückchen ergänzen. Ein Locher verhilft euch schnell zu „Konfetti", so daß ihr selbst mit einfachem Papier die Ostereier wirkungsvoll schmücken könnt.



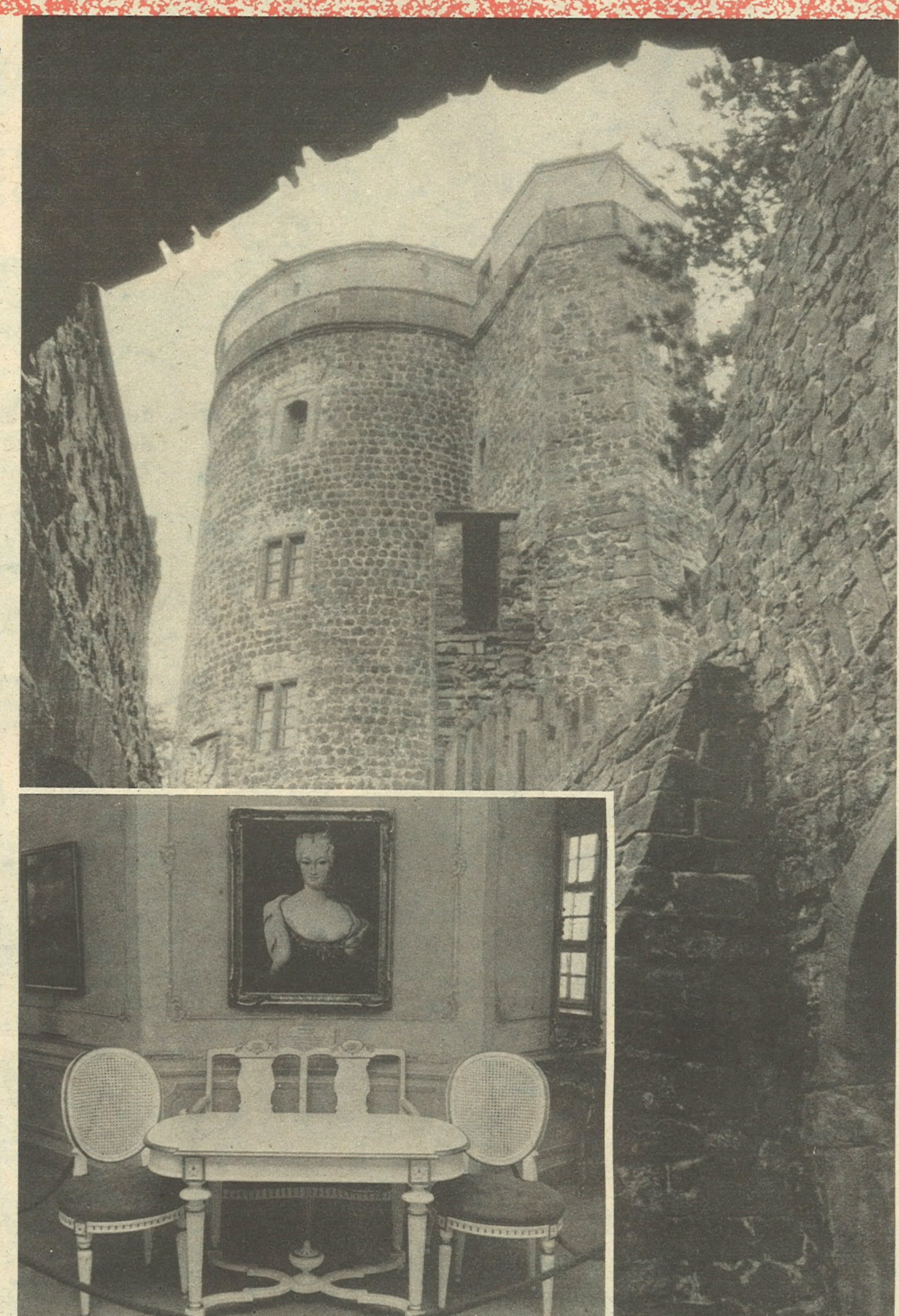


Text und Anfertigung: Rosemarie Mäske
Farbdia: Werner Popp
Zeichnung: Heide Hoeth



Wer Freude am Erkunden alter Burganlagen hat, sollte sie besuchen. Noch heute ist sie anziehend für Tausende Touristen des In- und Auslandes und sehenswert für Pioniergruppen, die ihre Heimat DDR weiter entdecken wollen:

Die Burg auf hohem Fels



Wohnraum der Gräfin Cosel

Aufgang zur Burg

Sechzig Kilometer von Dresden entfernt, in einem Tal der Hügellandschaft zwischen den Gebieten der Lausitz und des Elbsandsteingebirges, liegt die Stadt Stolpen. Bekannt vor allem durch die Burg gleichen Namens, die am Rande der Stadt auf einem Felsen aus Granit und Basalt „thront". Das schwarze, fünf- bis achtkantige Säulengestein aus Basalt war wohl durch seine Einmaligkeit ausschlaggebend für die Namensgebung der Burg. Vor über 700 Jahren lagen das Schloß und die Wehranlagen auf dem Felsen noch im Grenzgebiet zwischen deutschen und slawischen Ansiedlungen. Und aus der slawischen Bezeichnung für Säulenort, nämlich Stolpno, wurde später der Name Stolpen für die Burg und die Stadt abgeleitet. Das war um das Jahr 1500 herum, da war die Schloßburg noch eine Residenz der Bischöfe von Meißen.

1559 gelangte Stolpen in den Besitz des Fürstenhauses in Dresden und wurde als Festung ausgebaut. Zeitweilig dienten die Burgräumlichkeiten auch als Unterkunft für die fürstlichen Jagdgesellschaften. Mit dem Wachsen der ökonomischen und politischen Macht des Dresdener Fürstenhofes vor über dreihundert Jahren und den damit verbundenen prunkvollen Ansprüchen an das feudale Leben schwand die Bedeutung der Burg Stolpen. Prächtige Schlösser, umgeben von weitläufigen Parks und Teichanlagen, wie Pillnitz oder Moritzburg, wurden unmittelbar um Dresden dafür gebaut. Die so vernachlässigte, ja zum Teil verfallende Burg erhielt eine andere Funktion: Sie wurde zum Gefängnis. Unwillige Beamte und aufständische Bauern, die sich gegen die absolutistische Macht der Herrschenden auflehnten, wurden hier festgehalten. Mit welcher Härte das geschah, beweist unter anderem das Schicksal des wohl bekanntesten Gefangenen der Burg – der Gräfin Cosel. Sie, die über ein Jahrzehnt die Geliebte des Kurfürsten von Sachsen war, wurde, als der Monarch ihrer überdrüssig ward, 1716 hierher gebracht. Mehrere Fluchtversuche mißlangen ihr. Sie starb 1765 – nach fast 49jähriger Haft – auf der Burg. Ihr Leben und die Entwicklung des Dresdener Fürstenhofes sowie des Landes Sachsen in dieser Zeit werden mit historischen Dokumenten, Möbeln, Waffen, Büchern, Werkzeugen und Gemälden belegt, die in der Ausstellung im Museum der Burganlage zu sehen sind. Interessant für die Besucher ist außerdem das Kennenlernen der noch vollständig erhaltenen restaurierten Wehranlagen wie Türmen, Mauern, Höfen und Gewölben aus verschiedenen Bauzeiten.

Eine Attraktion ist der Brunnen. Er ist 82 Meter tief. Nach 22jähriger mühevoller Arbeit durch sächsische Bergleute stieß man 1630 endlich auf eine Wasserader im Felsen. Der Wasserstand im Brunnen beträgt sieben Meter. Vier Männer mußten durch Treten ein riesiges Holzrad in Bewegung setzen, damit das Wasser in einem Kübel am drei bis vier Zentner schweren Hanfseil nach oben geholt werden konnte. Der Brunnen wurde zweimal durch feindliche Truppen, die die Burg besetzt hatten, zugeschüttet. 1883 wurde die Wasseranlage wieder in Ordnung gebracht. Seit dieser Zeit etwa wird die Burg als Museum genutzt. In unserer Republik wird sie als baugeschichtliches Denkmal erhalten und gepflegt.
Schaut sie euch an, viel Interessantes gibt es zu entdecken!

REINHOLD KIRSTEN

Fotos: Wolfgang Türk



DAS BRUMM-EISEN

2. Teil

Bildgeschichte von Thomas Clausen, frei nach dem Märchen von Volkman Leander
Zeichnungen: Günter Hain



1. „Laßt die Finger von ihr, mein König", empfiehlt der Minister. „Prinzessin Josephine heiratet nur einen, der das Brummeisen spielen kann!" Jonathan ist entsetzt: „Wie kann sich ein schönes Mädchen so etwas in den Kopf setzen?" Grübelnd zieht er sich für die nächsten drei Tage in seine Gemächer zurück. Niemand darf ihn stören ...



2. Unglücklich ist auch Josephine, als sie hört: „Dein Retter ist ein eingeschworener Junggeselle, ein Tunichtgut, ein Süßschnabel dazu.... Es heißt, er nähme nur eine, die ihm mit eigener Hand Pfeffernüsse backen könne. Eine Prinzessin ... backen! Solch ein Unsinn!" Josephine hat sich jedoch verliebt – bis über beide Ohren ...



3. ... und Jonathan? Kann nicht mehr ruhig schlafen, läßt Musikanten suchen. „Zehn Golddukaten dem, der mir beibringt, Brummeisen zu spielen!" Er wartet ungeduldig, betrachtet sich voll Schreck im Spiegel: „Ich bin ja viel zu dick! So soll ich ihr gefallen? Kniebeugen, Hantelstemmen, Klettern ... damit vertreibt er sich die Wartezeit. Sein Hofstaat ist vor Staunen außer sich.



4. Auch Josephine hat schlimme Träume. Wenn er nur keine findet, die backen kann! Am frühen Morgen sieht man sie in der Küche: „Wie bäckt man Pfeffernüsse?" Der Hofkonditor ist entsetzt. Von dem Rezept hat er noch nie gehört.



5. Jonathan schwirrt der Kopf vom lauten Flöten, Fideln und Trompeten. So viele Musikanten, doch keiner weiß etwas von dem seltenen Instrument: dem Brummeisen. Da spielt einer auf einer Mundharmonika.
Das muß es sein! Das will er lernen.




6. Am Hofe ist man über die Prinzessin erstaunt, die eigenhändig Teig knetet, Nüsse und Mandeln knackt: „Pfeffernüsse? Ob eine Prise Pfeffer in den Teig gehört? Probieren geht über Studieren! Sie probiert und schnabuliert. Nach kurzer Zeit paßt ihr kein Kleid mehr. Aber sie ist unermüdlich ...
7. Unermüdlich übt König Jonathan das Spielen auf der Mundharmonika und ist mit sich zufrieden. Als er drei Lieder blasen kann, läßt er sein Pferd aufzäumen. Er reitet zu der Angebeteten ins Nachbarreich, besorgt, ein anderer möge vor ihm gekommen sein.
8. Ein Blech mit leckeren Nußplätzchen ist eben fertig. Josephine kostet, verdreht vergnügt die Augen: „Köstlich! Das müssen die echten Pfeffernüsse sein!" Sie läßt sie in ein Kästchen packen, ruft nach dem Kutscher. Sie muß ins Nachbarreich, besorgt, dort könne eine andere vor ihr glücklich werden!
9. In diesem Augenblick dringt eine leise Weise an ihr Ohr. Es brummt und summt. Im Küchenfenster sitzt König Jonathan, am Mund die Mundharmonika, und sieht sie voller Freude an: Sie bäckt für ihn – mit eigener Hand! „Und du ... du musizierst. Hast es für mich erlernt?" lacht sie ihm zu. Und überglücklich fallen sich die beiden um den Hals.
10. Ihn stört es nicht, daß seine Königin ein bißchen rundlicher geworden und ihre Plätzchen keine Pfeffernüsse sind! Sie liebt ihren Jonathan, weil er Musik macht, nur für sie allein! Brummeisen klingen anders, freilich. Doch wird sie ihm das nie gestehen. Oder? Wir wollen es doch hoffen, daß sie verliebt und fröhlich miteinander leben und sich nie streiten ...
ENDE

Bei Drücke-Bergers-Buckel-

Sie ächzt beim Öffnen, die Tür zum Klassenzimmer. Die altersschwachen Dielen knarren. Nur diese Mucksmäuschenstille vertragen sie noch. Entsprechend ängstlich sind die Schritte. Der Rohrstock regiert und thront vorn auf dem Katheder in der Person des Schulmeisters mit grimmigem Blick und finsterem schwarzen Anzug. Dicke Luft, noch ehe der Unterricht beginnt. Möglichst nicht auffallen! Schnell zwängt sich jeder der Schüler in die niedrigen, engen Schulpulte, in denen einem der Nachbar hautnah ist. Als Hohn auf die Bänke ist kerzengerade Haltung befohlen. „Berger, Drückeberger, sitz gerade! Hände auf den Tisch!" donnert die Kathederstimme durch den dämmrigen Raum. Der gestrenge Schulmeister versteht sich aufs Angstmachen, und um seiner Stimme Ausdruck zu verleihen, prasseln noch Hiebe mit dem wippenden Rohrstock auf die Betroffenen. Schluchzend ordnen sie nach so einem „Strafverfahren" Schiefertafel und Griffelkasten auf dem Sitzpult. Vom Ganzen sichtlich unberührt, verteilt der Herr Lehrer hausgemachte blaue Tinte und spitze Federkiele unter der schlotternden Schülerschar. Auf ewig soll man sich an ihn erinnern. Pausen und die Gebete gestatten ein kurzes Aufatmen. In diesen Minuten verschwinden Salzkartoffeln und Gerstenbrot in den ausgehungerten Bäuchen, dann wieder Grabesstille. Der Unterricht um die Jahrhundertwende nimmt seinen strengen Lauf.

In Uder, in der Maxim-Gorki-Oberschule, unweit von Heiligenstadt, kann man in einem uralten Klassenzimmer der Rohrstockzeit Platz nehmen, die typische Einklassendorfschule mit Rohrstock, Schiefertafel und den „Buckel-Bänken" besichtigen. Kaum vorstellbar für die zwei Millionen unserer Schüler heute, denn unsere Schulen verfügen zur Zeit immerhin über 120 000 Unterrichtsräume sowie 3 871 Sporthallen. Bis 1990 kommen weitere 10 661 Unterrichtsräume, 740 Schulsporthallen sowie 5 599 Internats- und Heimplätze durch Neubau bzw. Rekonstruktion dazu. Kostenlose Schülerspeisung sowie Trinkmilch für Kinder aus kinderreichen Familien sind ohnehin selbstverständlich. Manfred Kahlmeyer und seine Pioniere standen mir beratend zur Seite, als ich meine Exkursion durch das „Kathedermuseum" begann.



Kathedermuseum

Mit Zuckertüten von anno dunnemals, gedreht aus zartem Glanzpapier, in die wenigstens einige Gebäckstücke und höchstens ein breiter Streifen Zuckerkuchen paßten, sind die Wände behängt. In den Bankreihen kann man in einem alten Zensuren-Buch wälzen und staunen lernen. Sittliches Verhalten, Kenntnisse der Religion, Ausdruck der Gedanken; sauber getrennt in schriftliche und mündliche.

Für diese Fächer gab es unter anderem Zensuren.

Zeugnisse gab es Ostern und Mitte November. Eine Unterschrift der Mutter gab es nicht. Doch wer unterschrieb auf der letzten Zeugnisseite, wenn der Vater fehlte? Das Zensurenbüchlein blieb mir die Antwort schuldig.

Trubel und Stimmengewirr. Pioniere in Klassenstärke platzen herein, schieben mich kurzerhand aus der Bankreihe. Geschichtsunterricht genauso wie Heimatkunde im Kathedermuseum, wann immer es sich anbietet. Man kann eine Stecknadel fallen hören. Ich lausche mit und erfahre beim Klingelzeichen, wie es zum Kathedermuseum kam.

Das fliegende Klassenzimmer

Flugblätter, die aufriefen, und ein Pionierauftrag, der Schulgeschichte schreiben sollte, standen am Anfang. Uder Pioniere hatten sich ihr Schulmuseum in den Kopf gesetzt, eins zum Anfassen ohne Pantoffeln und Parkett, wo jeder die Griffel über die Schiefertafel kreisen lassen konnte. Sie zögern nicht, scharen sich um Herrn Kahlmeyer, ihren Lehrer, beschnuppern die Dachböden der Gegend und werden wie Goldsucher fündig. Schulbänke mit Spinnweben und einem steinigen Alter auf dem Holzbuckel werden ausgebuddelt und mit fliegenden Fahnen in die Schule gebracht, sozusagen ein ganzes fliegendes Klassenzimmer. Jeder Schutthaufen wird zu einer Museumsentdeckung. Einmal kommt ein waschechtes Kathe-



Bänken

der, einmal ein eiserner Kanonenofen unter dem Gerümpel zum Vorschein. Schulhefte, Bücher, Ranzen, Tafeln aus Schiefer – eins kommt zum anderen. Das Museumsfieber unter den Pionieren greift um sich. Wer etwas findet, stellt es umgehend vor, läßt es eintragen. Alles soll seine Ordnung haben, 150mal Lehr- und Lernutensilien der Vergangenheit für ihr Schulmuseum, und noch keine fünf Jahre sind dabei ins Land gegangen.
Zweifellos der Gipfel aller Einfälle: der Herr Lehrer, stand- und wetterfest mit gutem Anzug. Eine Schaufensterpuppe ließ ihn zur Lebensgröße aufwachsen. Natürlich dürfen das wippende Rohrstöckchen und der Zwicker nicht fehlen. An alles haben die Pioniere aus Uder gedacht. Richtige Sammler vergessen nichts. Ach, übrigens: Worauf sie ganz besonders stolz sind? Ich habe es erfahren. Ihr Kathedermuseum ist täglich geöffnet und kennt keine Ruhetage.

BIRGIT WEIDT

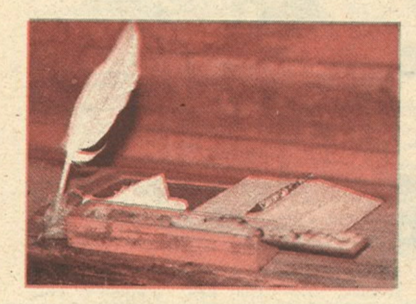
Meldung für „Frösi"-Leser!

Beispiele eines interessanten Pionierlebens wie das Uder-Schulmuseum sind wirklich Klasse!
Welche Pioniergruppe soll demnächst mit welcher tollen Idee bei „Frösi" vorgestellt werden?
Wer bewirbt sich um eine ganze „Frösi"-Seite?
Schreibt uns eure Vorschläge unter dem Kennwort: Ideenbasar. „Frösi"-Reporter und Fotografen stehen bereit, um euch zu besuchen.

Altes Tintenrezept

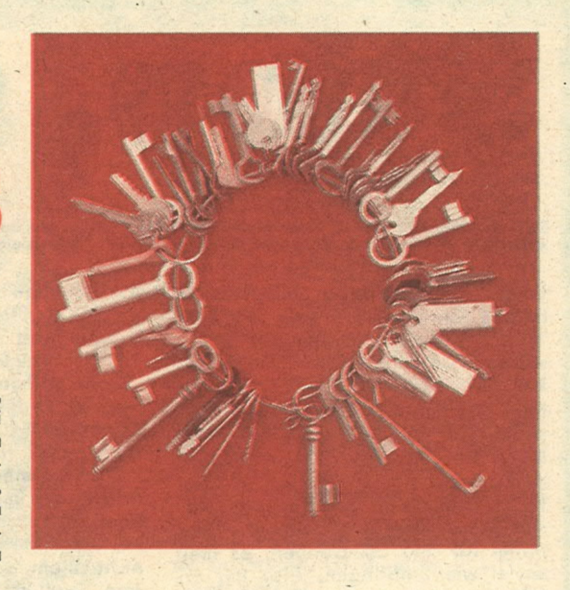
6 Loth zerbrochene Galläpfel, 2 Loth grüner Ditriol (Eisensulfat), 2 Loth arabischer Gummi, 1 Loth Zucker, 1 Krug Regenwasser.
Das Ganze gröblich zerstoßen und vermengen. 1 Loth = 50 Gramm.

Fotos: Birgit Weidt (2), Karl-Heinz Eckebrecht (1)





Kein Geheimnis



Schlüssel gehören zu einem Schloß, einer Tür, einem Safe ... Nicht anders verhält es sich bei den Schlüsseltechnologien. Sie öffnen uns allen die Tür zu einer wirtschaftlichen Zukunft mit kräftigem ökonomischen Wachstum, das es gestattet, das Leben jedes Bürgers unserer Republik noch reicher und schöner zu gestalten, seine materiellen und kulturellen Ansprüche weitergehend zu befriedigen.
Die breite Anwendung der Schlüsseltechnologien gewährleistet, daß die DDR ihren vorderen Platz unter den führenden Industrieländern behaupten kann. Das entscheidende „Geheimnis" solcher Technologien besteht darin, das „letzte" Wort der Wissenschaft, deren neueste Erkenntnisse als natürliche, technische und technologische Wirkprinzipien zu nutzen, um in allen Bereichen der Gesellschaft, vor allem aber in der Produktion selbst, Schranken der Arbeitsproduktivität, der stofflichen und energetischen Effektivität sowie der Kreativität zu durchbrechen, den Aufwand für die Produktion wesentlich zu senken, die gegenständlichen Existenz- und Entwicklungsbedingungen der Gesellschaft nachhaltig und besonders spürbar zu verbessern, die Menschen mehr und mehr von jenen, ihnen nur bedingt zumutbaren Arbeiten zu entlasten und deren schöpferische Elemente auszuprägen. Es fördert maßgeblich das Verständnis für das Wesen und den gesellschaftlichen Stellenwert derartiger Technologien zu wissen, daß jede Epoche der Menschheitsentwicklung (wenn auch zumeist unausgesprochen) Schlüsseltechnologien besaß. Dazu gehörten die Feuersteinbearbeitung, keramische Technologien früher Zivilisationsstufen, der Ackerbau, die Viehzucht, das Erschmelzen und Weiterverarbeiten von Bronzen, Kupfer und Eisen – die sogar geschichtlichen Entwicklungsabschnitten ihren Namen gaben – der Bau und das Betreiben von Wind- und Wassermühlen, der Buchdruck mit beweglichen Lettern, die industrielle Stahlproduktion, der Textil-, Land- und Werkzeugmaschinenbau, die Erzeugung von Bewegungsenergie mit Dampfmaschinen, die Produktion und industrielle Anwendung von Elektroenergie.
Nunmehr revolutionieren eine ganze Reihe von Errungenschaften und Prozessen des wissenschaftlich-technischen Fortschritts bestimmte Technologien. Sie tragen das ökonomische Wachstum, bereichern die Ökonomie, d. h. die Wirtschaft und die Wirtschaftlichkeit. Vor allem die Automatisierung wirkt in diesem Sinne, indem sie das gänzlich neue technologische Prinzip der programmierten Selbststeuerung und Selbstregelung verschiedenartigster materieller und geistiger Prozesse verwirklicht.
Im Interesse einer besseren Übersicht seien die Schlüsseltechnologien in vier Gruppen zusammengefaßt. Es sind dies erstens die Technologien zur Herstellung Hunderter unterschiedlicher mikroelektronischer und optoelektronischer Bauelemente, die vor allem in Computern (den „Denkzeugen") – in Robotern – (den Manipulatoren zum Handhaben von Werkstücken, Werkzeugen oder anderen speziellen Vorrichtungen) – und in Sensoren – (den technischen Sinnesorganen) – eingesetzt werden. Die Anwendung der Mikroelektronik erstreckt sich insbesondere auf den computergestützten Entwurf, die computergestützte Fertigung und Planung (CAD, CAM, CAP stehen als Abkürzungen dafür) sowie die Datenverarbeitung.
Zweitens sind die modernen Biotechnologien anzusprechen. Sie nutzen im industriellen Maßstab in erster Linie die stoffwandelnden Fähigkeiten sehr kleiner, natürlicher oder künstlich veränderter Lebewesen: Bakterien, Hefen und Pilze, um auf gänzlich neuem Wege hochveredelte organische Stoffe herzustellen oder auch unerwünschte Abprodukte aus Abwässern und Schlämmen zu beseitigen. Außer diesen Mikroben nutzen andere Biotechnologien isolierte pflanzliche und tierische Zellkulturen z. B. in der Züchtung, der Pflanzen- und der Tierproduktion.
Drittens müssen die hochveredelnden Werkstofftechnologien genannt werden, mit denen sich höchstreine Stoffe: Biopolymere, Keramiken, Gläser, Verbund- und Sonderwerkstoffe erzeugen und Oberflächen in ihren Eigenschaften außerordentlich verbessern lassen.
Die vierte Gruppe beinhaltet automatisierte, bedien- und abproduktarme Stoff- und Energietechnologien, in denen die Rechen-, Roboter-, Sensor-, Laser und Plasmatechnik als Arbeitsmittel und Verfahrensträger eine profilbestimmende Rolle spielen. Dazu zählen u. a. Veredlungstechnologien für Rohstoffe, die Kernenergetik, zahlreiche Technologien zur Herstellung von Geräten, Maschinen und Anlagen.
Gewiß stehen in diesem Abschnitt der Antwort auf eure Fragen Begriffe, die sich euch noch nicht vollständig erschließen. Die Redaktion hat sich an einige meiner Kollegen gewandt, die euch Wissen dazu vermitteln möchten. Also, keine Angst, schön dranbleiben. Es lohnt sich – für euch und uns alle – denn Schlüsseltechnologien sind keineswegs nur eine Herausforderung für einige Experten.
Mit der notwendigen Entwicklung und Anwendung von Schlüsseltechnologien werden an das gesamte Technik-, Wissenschafts- und Bildungsniveau neue Maßstäbe gesetzt. Insbesondere auf den Grad der Beherrschung wissenschaftlicher Erkenntnisse, auf die Verbindung soliden Fachwissens mit wissenschaftlich begründeten Einsichten in gesellschaftliche Zusammenhänge, auf bewußtes, verantwortungsvolles und zielstrebiges Handeln, auf den Willen und die Fähigkeit, ein Leben lang zu lernen, wird es ankommen.
Unsere weitere gesellschaftliche Entwicklung hängt also entscheidend davon ab, wie tiefgründig und umfassend die Wissenschaft die Gesetzmäßigkeiten der Gesellschaft, der Natur, der Technik und des Denkens erkundet und wie gut wir alle sie kennen, verstehen, beherrschen und nutzen.

Prof. Dr. sc. techn. L.-G. Fleischer

Foto: Werner Popp

Stiep, stiep Osterei

Erst zwei Monate war der Faschistenführer Adolf Hitler an der Macht. Doch da ließ er schon den Reichstag anzünden, verfolgte, verhaftete, ermordete Mitglieder der KPD und viele andere politische Gegner. Das Mißtrauen gegen das Naziregime wuchs. Die nachfolgende Geschichte aus dieser Zeit erzählt auch davon.

Lange, lange ist es her, mehr als ein halbes Jahrhundert, dieses Osterfest 1933 bei meinen Großeltern in der winzigen Siedlung hoch über der kleinen Stadt.

Für Großmutter war Ostern das wichtigste Fest. „Da wurde unser lieber Herr Jesus ans Kreuz geschlagen", sagte sie, „es ist das heiligste Fest." Und als ich gefragt hatte, was Ans-Kreuz-schlagen bedeute, entnahm ich den Erklärungen, es hieß soviel wie umbringen. Also mir erschien es sehr seltsam, daß so etwas heilig sein sollte. Ich fand Weihnachten heiliger. Hier wurde ein Gänsebraten aufgetafelt, während es am Karfreitag nach alter Sitte niemals Fleisch, sondern bloß Fisch gab. Bei meiner Großmutter gehörte das zu diesem heiligen Fest. Eier durfte man auch essen. Nur aßen wir die, weil die Hühner im Frühjahr besonders fleißig legen, schon sehr oft, und Ostern ist sowieso ein Eierfest. Fisch, eine scheußliche Polkerei! Mir wurde der Fisch zwar entgrätet, doch konnte immer noch irgendwo ein hinterlistiger Grätenspießer lauern. Bekam man den in den Hals, hustete man sich fast kaputt.

Wenn ich mich beider Feste in meiner Kindheit erinnere, waren sie von den Ferien her gleich, doch Ostern dauerte länger, nämlich fünf Tage, den Gründonnerstag eingerechnet. Unangenehm war, daß es vorher Zeugnisse gab, und zwar Versetzungszeugnisse, denn nach den Osterferien begann damals das neue Schuljahr. Das Zeugnis konnte den Kindern die Osterfreude größer machen, aber auch völlig vermiesen. Mir machte das nichts aus, ich kam erst nach dem Osterfest, von dem ich hier erzähle, zur Schule. Zu Weihnachten gab es Geschenke, zu Ostern nicht. Dafür entwickelte man größere Aktivitäten, man war mehr unterwegs. Die Mädchen holten sich Osterwasser von der Quelle. Das sollte besonders hübsch machen. Die Jungen brauchten das nicht. Sie waren schön genug. Sie konnten jedoch die Mädchen beim Osterwasserholen überraschen, an den Zöpfen ziehen und ein bißchen anrempeln, damit Wasser aus dem Eimer schwappte. Schimpfen durften die Mädchen nicht, da schon bei einem einzigen Wort das Schönheitswasser seine Kraft verlor, und aus war es mit dem Hübschwerden. Spannend war auch das Ostereiersuchen im Garten. Die Großen gaben sich viel Mühe beim Verstecken. Manches Ei wurde erst im Sommer gefunden. Zum Eiertrudeln ging es auf den Buchenberg, wo man wunderbar im trocknen Vorjahreslaub umhertoben konnte. Und dann das Stiepen am Gründonnerstag! Es war der Auftakt zum Osterfest.

Zum Stiepen brauchte ich Stiepruten. Sie mußten frische grüne Blätter haben, sonst waren es keine echten Stiepruten. Weil die Natur zu Ostern noch nicht viel Grün zu bieten hat, schnitt Großvater eine gute Zeit davor Birkenreiser ab. Großmutter und Tante Gustchen stellten sie im warmen Zimmer ins Wasser, damit an meinen Stiepruten die Knospen aufgesprungen waren, wenn ich auf Osterbesuch kam. Natürlich nicht allein, sondern mit meinen Eltern, und kaum war ich im Haus, rannte ich zu den Stiepruten, um sie zu begutachten.

Am Gründonnerstag mußte ich sehr früh aufstehen, sonst kam Großvater bei mir stiepen, lüftete meine Bettdecke und haute zu, daß die grünen Blättchen fortstoben. Sie konnten ganz schön ziehen, die Stiepruten. Besser war es, selbst früh auf den Beinen zu sein und die Familie im Bett zu überraschen. Dabei sagte ich den Spruch auf: „Stiep, stiep Osterei, gibst du mir kein Osterei, stiep ich dir den Rock entzwei." Rock oder Nachthemd, mir war das egal. Die Bestiepten sprangen auf und machten, daß sie mir überreichten, was sie vorbereitet hatten, damit ich schnell Ruhe gab. So besaß ich im Umsehen zwei Schokoladenosterhasen, eine Marzipanhenne und eine rosarote Zuckerstange, und Tante Gustchen hatte mir eine Tasche zum Einsammeln meiner erstiepten Schätze genäht. Am Gründonnerstag war das Aufstehen für die ganze Familie immer eine große Jachterei.

Sobald ich „Großmutters heiliges Fest" eingehauen hatte, deckten die Frauen den Frühstückstisch. Es gab den ersten Osterkuchen, von dem ich den mit Butterstreuseln am liebsten aß. Er war sehr frisch, noch keine zehn Stunden aus dem Backofen heraus, und ich langte kräftig zu. „Na, siehst du", sagte Tante Gustchen zu meiner Mutter, „der Junge ißt doch endlich wie ein richtiger Junge!" Klar, aber hätten sie mir hingestellt, was ich nicht mochte, Leinöl oder Heringsstippe ...

Leider war es nach der Morgenmahlzeit noch zu früh, um in der Siedlung mit der Stieprunde zu beginnen. Ich ging deshalb auf den Hof und stiepte meinen Freund Wolf, den großen Schäferhund. Freilich nur sachte, damit er den Osterbrauch nicht als feindliche Handlung betrachtete. Die Hühner stiepte ich stärker. Sie rissen empört spektakelnd aus. Im Stall bekamen die Schweine ihren Anteil. Sie grunzten wohlig, obwohl ich ordentlich ausholte. Vielleicht nahmen sie es als Speckmassage. Die Ziegen mußte ich vorsichtiger behandeln, die hatten Hörner. Und bei den Kaninchenbuchten ritschte ich nur draußen über die Drahtgitter der Türen, weil drinnen kein Platz zum Stiepen war. Dafür bekam der schwarze Kater, Großvaters Liebling, eine Extragabe, so daß er laut fauchend auf die Holzmiete sprang. Nun würden die Viecher wachsen und gedeihen, denn das, so hatte Großvater mir erklärt, wäre der Sinn vom Stiepen. Darum ging ich auch noch in den Garten und stiepte die Bäume und Sträucher und am meisten die Beete mit den zu dieser Jahreszeit recht kümmerlichen Erdbeerpflanzen. Die hatten es wirklich nötig. Außerdem aß ich Erdbeeren genauso gern wie Butterstreusel. Bloß die fast geleerten Grünkohlstrünke ließ ich aus. Grünkohl fand ich damals eklig.

Danach lief ich ans Gartentor, um nach dem Milchwagen von Gutsgottlieb auszuschauen. Auf Stieptour durfte ich erst gehen, wenn er vorbei war. Wir waren die letzten, die er belieferte. So wußte man genau, daß alle andern Siedlungsbewohner auch auf und im Gange und empfangsbereit waren. Endlich kam er



mit seinem Wagen angezockelt und stieg vom Bock. Ich stiepte ihn tüchtig. Er hatte mich lange warten lassen. Gottlieb lachte und schenkte mir ein Hühnerei, das heißt, er tat es in Vertretung vom ollen Blume, dem Gutsbesitzer, der allen Stiepkindern seiner Kundschaft aus Werbungsgründen ein Ei spendierte. Gottlieb selbst gab nichts. Er war zu knickerig, und wer weiß, ob er aus den Spendiereiern nicht ein Geschäft für sich machte.
Gottlieb war kaum vom Hof, als der Briefträger auftauchte. In seiner Jackentasche hatte er eine Tüte mit Zuckereiern, um die Kinder möglichst schon vom ersten Stiepen abzulenken. Nicht etwa die Post, sondern der Briefträger hatte die Eier bezahlt, denn wie Großvater immer sagte: „Post und Bahn sind krumm." Nun war der Weg offen. Ich holte meine neue Tasche. Sie hatte einen langen Leinenriemen, an dem ich sie mir um den Hals hängte, so daß ich beide Arme zum Stiepen frei hatte. Die Tasche war groß und tief und am Rand mit Fransen besetzt. Das empfand ich als besonders fein, weil keiner in der Familie solch eine Tasche besaß, und damit sie niemand einfach so nahm, zum Einkaufen vielleicht, hatte Tante Gustchen auf die eine Seite einen Osterhasen und auf die andere ein Nest mit Ostereiern gestickt.
Wolf wollte mit, aber das ging nicht. Auf den anderen Grundstücken gab es auch Hunde, und sie hätten sich leicht beißen können. Zuerst machte ich mich zum Nachbar Weinhold auf. Sie hatten nur eine Tochter. Trudchen hieß sie und war schon erwachsen, deshalb mußte ich Tante Trudchen zu ihr sagen. Tante Trudchen war eine künstlerische Person und bastelte und knetete und malte und webte. So bekam ich von Weinholds immer wunderbar bemalte Eier, echte Kunsteier. Weil ich der Enkel von nebenan war, schenkten sie mir drei, während andere Kinder nur eins pro Nase erhielten. Als ich anlangte, stand Herr Weinhold schon unter seinen zwei Birken links und rechts vorm Haus und sah mir entgegen. „Immer nur rein, junger Mann!" rief er und öffnete mir persönlich die Gartenpforte. Ich stiepte Herrn Weinhold, und er lachte dabei. „Komm ins Haus", sagte er dann, „die Frauen warten schon." Dort machte ich zuerst meinen Diener, weil ich vor der Begrüßung nicht zuschlagen wollte. Danach bekamen Frau Weinhold und Tante Trudchen ihren Teil, ganz vorsichtig, und ich sagte meinen Spruch auf. Tante Trudchen hatte für mich drei bunte Eier bereit und erklärte, sie habe sie mit uralten germanischen Motiven, Volkskunstmotiven, bemalt. Ich sagte zwar: „Aha!" Vorstellen konnte ich mir unter Motiven nichts. Ob es so etwas wie Lokomotiven waren? Ich besah mir die Eier. Keine Spur davon. Fragen wollte ich nicht danach. Das sah vielleicht zu dumm aus. Weil es bestimmt paßte, sagte ich darum nur: „Prima! Und schönen Dank."
Von Brünings erstiepte ich ein goldnes Pappei, das wie ein Schatz

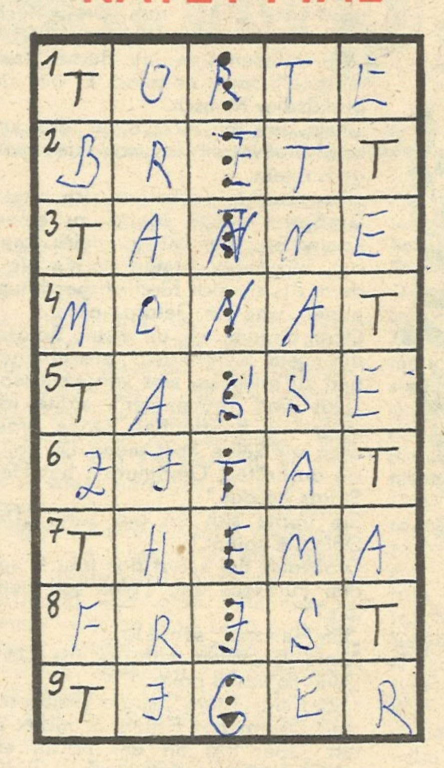


glänzte und glitzerte. Ich holte aber nur ein großes Büschel grüner Holzwolle heraus, in dem drei Sahnebonbons versteckt waren. Immerhin waren es meine Lieblingsbonbons. Als ich in die Jugendherberge zu Herrn Fuchs kam, sagte er: „Geh mal zu Hanna, die hat was ganz Besonderes für dich." Ich rannte in die Küche, und Frau Fuchs gab mir ein blutrotgefärbtes Hühnerei. Ein weißer Kreis war darauf gemalt und in seine Mitte ein schwarzes Kreuz mit Haken daran. Ich kannte das Zeichen. Aber auf einem Osterei? Sicherlich habe ich Frau Fuchs ein wenig zu erstaunt angesehen. Sie sagte: „Das ist ein Ei vom Führer. Du weißt doch, unser Führer Adolf Hitler." Ich nickte, und ich dachte, der macht es genau wie der olle Blume, der Gutsgottlieb einen Korb Eier für seine Kundschaft mitgibt. Bloß der Führer brauchte viel mehr Eier, wenn er in jede Stadt und jedes Dorf seine Eier schickte. Mußte der viele haben! Und alle bemalt. Eine Heidenarbeit, würde Großvater sagen.
Beim Pastor war von Ostereiern nicht die Bohne zu sehen. Er schenkte mir einen Kindergottesdienstspruch. Die hatte er sowieso haufenweise. „Lasset die Kindlein zu mir kommen", las er mir vor und strich sanft über meinen Kopf. Auf dem Bild war zu sehen, wie die Kinder herbeiströmten. Wenn sie aber wüßten, daß sie nicht mal ein kleines, lumpiges Zuckerei bekamen, würde keiner kommen, das war mir sonnenklar. Stillers waren großzügig. Sie überreichten mir einen Schokoladenosterhasen mit einer Kiepe auf dem Rücken, die mit Kibitzeiern gefüllt war, den grünen mit schwarzen Flekken. Bei Austelats gab es ein Marzipanei, und Bauer Staats schenkte mir ein paar Taubeneier. „Gib sie deiner Großmutter zum Ausbrüten", sagte er. „Das sind Eier von Brieftauben, dann kannste die Post beschieten."
Nachdem ich bei Dörrs gestiept hatte, winkte er mich in den Stall zu den Kaninchenbuchten. „Such dir einen Osterhasen aus", meinte Herr Dörr und öffnete eine Buchte. „Kreuz den mit euren Blauen Wienern. Das gibt 'ne Extrasorte." Ich suchte mir einen Grauen aus, der einen weißen Bauch und einen weißen Fleck auf der Nase hatte. „Halt ihn gut fest, Junge." Ich wollte ihn schon festhalten, und ich streichelte ihn, damit er Vertrauen zu mir bekam, denn ich spürte, daß sein Herz ganz wild schlug. „Mußt ihm 'nen Namen geben", sagte Herr Dörr. Ich überlegte. „Moritz", sagte ich, „der soll Moritz heißen." Ich beeilte mich, nach Hause zu kommen. Einen echten Osterhasen hatte mir beim Stiepen noch niemand geschenkt. „Guck nur, Großvater!" rief ich bereits von weitem.
„Wir müssen ihm 'ne Buchte freimachen", sagte er sofort. Er war ein praktischer Mensch.
„Nein, laß ihn nicht allein drin sitzen, Großvater". Ich war auch nicht gern allein.
„Hauptsache, sie beißen sich nicht." Großvater setzte Moritz zu einem Kaninchen, das etwa gleich groß war. Wir beobachteten sie ein Weilchen. Als sie sich friedlich beschnupperten, war die Gefahr vorbei.
Dann begann ich, all meine Schätze auf dem Küchentisch auszubreiten und zu erklären, was von wem war. „Das sind Taubeneier", sagte ich, „Eier von Brieftauben. Dann brauchen wir keine Post mehr. Du sollst sie ausbrüten, Großmutter, hat Herr Staats gesagt."
Sie tippte sich an die Stirn. „Der Dämlack spinnt."
Großvater fiel sofort das rote Ei von den Fuchsens auf. „Was soll denn das?"
„Ein Führerei", sagte ich.
Tante Gustchen hob es ins Licht. „Und so schön poliert!"
„Aber mit Ostern", sagte Großvater, „mit Ostern hat Hitlers Ei nichts zu tun. Oder hat dir der Pastor ein schwarzes Ei gegeben?"
„Nein, das hier." Ich hielt Großvater den Spruch hin.
„Der Schwarze is und bleibt 'n Knikker."
„Ist doch schön, solch ein Spruch", versuchte Großmutter den Herrn Pfarrer zu entschuldigen.
Großvater wischte das mit der Hand fort und stellte fest: „Bei dem is Nehmen seliger als Geben."
Tante Gustchen bewunderte noch immer mit vielen Worten das polierte rote Ei. „Wenn's man kein Kuckucksei is", unterbrach Großvater sie. „Zu Ostern, was soll das!"
„Aber das Kreuz", fing Tante Gustchen nochmals an.
„Bloß da sind Haken dran", sagte Großvater.
Ich ging. Mochten sie sich um das Ei streiten! Zu meinem Moritz ging ich. Er hatte sich an seinen Käfig gewöhnt. Ruhig saß er hinter dem Gitter und mümmelte genüßlich Kohlblätter. Als ich ihn aus dem Käfig nahm, strebte er zappelnd zu seinem Kohl zurück. „He, Moritz, wie gefällt dir die Welt?" Sein kleines Herz klopfte, als fürchtete er sich. Da setzte ich ihn wieder in seine Buchte. So ein Hasenherz aber auch, dachte ich.
Hitlers Ei wurde beim Eiertudeln angeschlagen. Als ich es ausgepellt hatte, zeigte es sich innen grün und blau, und es roch auch nicht gut. Großvater sagte: „Is 'n faules Ei, Junge, ein verdammt faules Ei. Außen hui und innen pfui!"
Tante Gustchen wollte das faule Ei verteidigen. „Reingucken kannst du vorher nicht."
„Eben", sagte Großvater, „das is es."

HILDEGARD UND SIEGFRIED SCHUMACHER

Zeichnungen: Erich Gürtzig

RATET MAL



Füllrätsel

1. Feingebäck, 2. Bauholz, 3. Nadelbaum, 4. Zeitraum von 30 Tagen, 5. Trinkgefäß, 6. wörtlich angeführter Ausspruch, 7. Leitgedanke, 8. begrenzter Zeitraum, 9. Raubkatze.

Bei richtiger Lösung ergibt die Mittelsenkrechte einen Wanderweg in Thüringen.

Auflösung: 1. Torte, 2. Brett, 3. Tanne, 4. Monat, 5. Tasse, 6. Zitat, 7. Thema, 8. Frist, 9. Tiger = Rennsteig



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. ungekrümmte Linie, 4. Additionszeichen, 6. starkes Seil, 7. vertontes Gedicht, 8. Grundfarbe.

Senkrecht: 1. männlicher Schwimmvogel, 2. Speisefisch, 3. Gefrorenes, 4. Lehrertisch, 5. Gewässerrand.

Auflösung: Waagerecht: 1. Gerade, 4. Plus, 6. Tau, 7. Lied, 8. Rot. Senkrecht: 1. Ganter, 2. Aal, 3. Eis, 4. Pult, 5. Ufer.

Die Hasenmutter

(Grusinisches Volksmärchen)

Auf einem Hügel lebte eine Häsin mit ihren Kindern. Sie freute sich, daß der Winter seinem Ende zuging und die Kleinen bald nicht mehr zu frieren brauchten. Doch plötzlich wurde es noch einmal grimmig kalt. Die Häsin gab sich Mühe, die Jungen so zu beschäftigen, daß sie die Kälte nicht spürten. Sie erzählte ihnen Märchen und Geschichten von ihren flinken, ausgelassenen Vorfahren. Aber die kleinen Hasen zitterten trotzdem vor Kälte. Von Zeit zu Zeit verließ die Häsin mit ihnen das Gebüsch, um sich warm zu hüpfen.

Eines Tages bemerkte sie von ihrem Hügel aus in weiter Ferne ein Feuer. Die Häsin setzte sich auf die Erde, streckte die Pfoten aus und drehte sie hin und her.

„Was tust du da?" fragten ihre Kinder verwundert.

„Ich wärme mir die Pfoten am Feuer", antwortete die Häsin.

Da setzte sich ein Häschen neben die Mutter und tat es ihr nach. Nach einem Weilchen rieb es sich mit dem Pfötchen das Auge.

„Was hast du?" fragte die Häsin besorgt.

„Mir ist ein Funke ins Auge gekommen!" antwortete das Häschen verschmitzt.

Übersetzung aus dem Russischen von Thea Woboditsch

Zeichnungen: Horst Schrade

GEFRAGT SIND FRAGEN

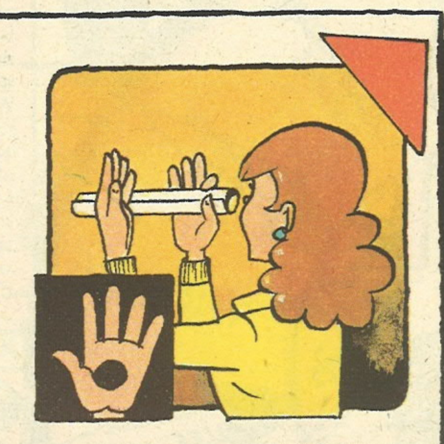
TEXT UND ZEICHNUNGEN:
RICHARD HAMBACH



Diese Einladung zum Neugierigsein servierte euch das FRÖSI-AHA-Kollektiv, mit Dieter Wilkendorf an der Spitze, seit November 1985 von Heft zu Heft. Und der Fragen sind kein Ende. Deshalb dreht Tüte heute mal den Spieß um.
Bis zur Seite 24 ist er am Drücker, euer Tüte mit den sieben Sommersprossen. Heute könnt ihr mal selbst, und nicht die Wissenschaftler der beliebten Fernsehreihe, an den Antworten knabbern. Wer's nicht schafft, muß suchen. Mit der blauen Neugierfragen-Antwort-Schablone, die in diesem Heft beiliegt, geht das husch die Katz! Wie das gemacht wird, steht auf jeder Seite. Hier zum Beispiel rechts unten. Alles klar? Also dann, schafft euch, Leute. Los gehts!

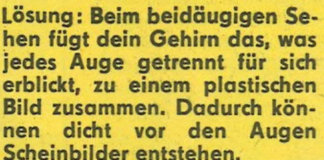
Durchbohrte Hand

Rolle ein Papierblatt zur Röhre. Sieh mit dem rechten Auge hindurch, mit dem linken daran vorbei.
Halte deine linke Hand links an das vordere Ende der Röhre. Deine Hand hat plötzlich ein Loch, einen Durchblick. Warum?



Komische Kuppe

Halte beide Zeigefinger aneinander. Führe sie bis etwa 20 cm an die Augen heran. Sieh über die Fingerspitzen hinweg zur gegenüberliegenden Wand. Da hat sich doch scheinbar ein länglicher Klops zwischen die Finger geklemmt. Er verändert sogar seine Größe, wenn du die Fingerspitzen etwas auseinander nimmst. Wie kommt das?

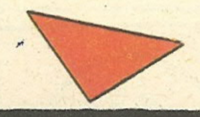


Lösung: Beim beidäugigen Sehen fügt dein Gehirn das, was jedes Auge getrennt für sich erblickt, zu einem plastischen Bild zusammen. Dadurch können dicht vor den Augen Scheinbilder entstehen.



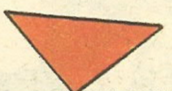
Staunemann

Fülle ein Glas mit Wasser. Decke es mit einer Postkarte zu. Halte die Karte fest und drehe das Glas herum, so daß die Öffnung unten ist. Ziehe die Hand von der Karte. Und staune. Die Karte verschließt das Glas.
Es läuft kein Wasser heraus. Warum nicht?



Papierlupe

Nimm ein Stück Papier. Bohre an seinem linken Rand mit einer Stecknadel ein kleines Loch. Halte es dicht ans rechte Auge, schließe das linke und sieh auf diesen Text. Das Loch wirkt wie eine Lupe. Es vergrößert die Buchstaben. Wieso?




Wannenschwimmer

Fülle zwei Luftballons mit Wasser, einen mit warmem Wasser, den anderen mit kaltem. Lege beide ins kalte Wasser eurer Badewanne. Wie kommt es, daß der eine Ballon sinkt, der andere aber an der Oberfläche schwimmt?



Lösung: Hier spielt die sogenannte Beugung des Lichtes eine Rolle. Die Lichtstrahlen, die durch das winzige Loch fallen, werden in die Breite geleitet. Was davor liegt, sieht deshalb vergrößert aus.

Lösung: Warmes Wasser ist wegen seiner größeren Ausdehnung leichter als kaltes. Es schwimmt deshalb oben.

Lösung: Wenn sich deine Augen scharf auf entfernte Dinge einstellen, siehst du das, was ganz nahe vor dir ist doppelt. Dadurch entsteht diese seltsame Erscheinung.

Lösung: Der Druck der Luft von unten ist größer als das Gewicht des Wassers, das von oben auf die Karte drückt.

Lösungsweg

Kreiszunge der blauen Knobelschablone genau auf die roten Dreiecke legen. Die Pfeilspitze zeigt dann immer auf die zur Frage gehörende Antwort.



Wer 750 runde Jahre auf dem Gesicht trägt, hat so allerlei Histörchen drauf, die uns neugierig machen. Nehmen wir also unser altes, junges Berlin ein bißchen unter die Lupe. Sehn wir uns ein wenig um in der Stadt des Friedens. Ich frage euch:

WAS IST WO?

Dort, wo die Dahme in die Spree mündet, soll einmal vor vielen Jahren ein Fischer einen besonders großen Krebs auf dem Markt angeboten haben. Um sein Leben zu retten, schrie der Krebs: „Koop nich, koop nich!" (Kauft nicht!). Seitdem wurde dieser Marktflecken von den Leuten „Koopnich" genannt. Daraus soll dann später der Sage nach der Name für den ganzen Stadtbezirk entstanden sein. Welcher ist gemeint?

2

Was wäre Berlin ohne seine Seen und Wasserstraßen. Und ohne seine „Weiße Flotte". Ihre Fahrgastschiffe bringen auf rund 40 Linien die Berliner und ihre Gäste an die grünen Lungen rings um die Stadt. Der Haupthafen dieser hauptstädtischen Flotte liegt unmittelbar neben einem bekannten Berliner S-Bahnhof. Wie heißt er?

3

Rund 600 Brücken aller Art führen in Berlin über Spree, Dahme, Panke und Wuhle, über Straßen, Gleise und Kanäle. Mit dieser Brückenmenge schlägt Berlin sogar das vielgepriesene Venedig. Die 1790 erbaute Jungfernbrücke ist die älteste. Die längste ist ein 500m langer Fußgängerüberweg zu einem S-Bahnhof. Wie heißt er?



Der erste Berliner Verkehrspolizist baute sich einst an jener weltbekannten Kreuzung auf, wo sich Friedrichstraße und die zum Brandenburger Tor führende Straße begegnen. 1902 regelte er den Verkehr noch mit der Trillerpfeife. Ab 1903 benutzte er sogar schon eine Trompete. Wie heißt die Straße, die dort die Friedrichstraße kreuzt?



Die Marienkirche in Berlin ist fast so alt wie die Stadt. Ihr Westturm hat eine abenteuerliche Geschichte. 1661 geriet er durch Blitzschlag in Brand. Um den Rest des Gebäudes zu retten, ließ Feldmarschall Otto von Sparr, durch seine Artillerie den Turm kurzerhand abschießen. So wurde der Brand gelöscht. In der Nähe welches Platzes steht diese Kirche?



Als technisches Baudenkmal präsentiert sich allen Berlin-Besuchern zur Freude immer wieder die Hochbahnanlage der U-Bahn-Linie A. Weil man darunter bei stärkstem Wolkenbruch entlangspazieren kann, ohne naß zu werden, wird sie von den Berlinern „Magistratsschirm" genannt. In welcher Straße steckt dieser „Schirm"?



Eine Oase für alle Naturfreunde ist der Faule See mit seinen Ufern, ein fast 200 000 m² großes Naturschutzgebiet mit reichhaltiger Flora und Fauna. Allein 39 Brutvogelarten wurden in den letzten Jahren hier gesichtet, darunter auch Teichhühner, Stock- und Krickenten. In welchem Stadtbezirk liegt dieses Naturparadies?

8

Jetzt nehmen wir einen der vielen Berliner Brunnen aufs Korn. Die Karl-Marx-Allee macht einen großen Bogen drumherum. Sicher, um nicht naß zu werden. Denn die 43 Fontänen, nachts von 36 Scheinwerfern angestrahlt, schießen enorme Wassermengen in die Berliner Luft.
Wie heißt der Platz, auf dem der Brunnen steht?

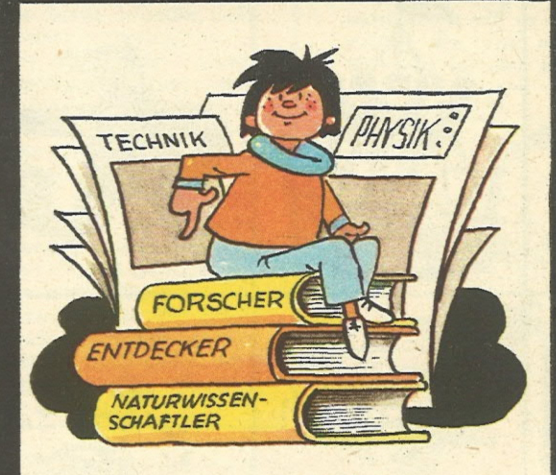
ROSENTHALER PLATZ
UNTER DEN LINDEN
ARNSWALDER PLATZ
STORKOWER STRASSE
MARZAHN
SCHÖNHAUSER ALLEE
LICHTENBERG
STRAUSBERGER PLATZ
OSTKREUZ
KÖPENICK
PANKOW
WEISSENSEE
LICHTENBERG
ALEXANDER-PLATZ
LEIPZIGER STR.
TREPTOWER PARK

7 5 2 4 3 6 8 1

KREISZUNGE

Lösungsweg: Zur Lösung der 1. Frage Kreiszunge der Schablone genau auf das Farbdreieck Nr. 1 legen (siehe Abbildung). Im Pfeilraum ist die Antwort abzulesen. Sucht die 7 anderen Antworten ebenso.

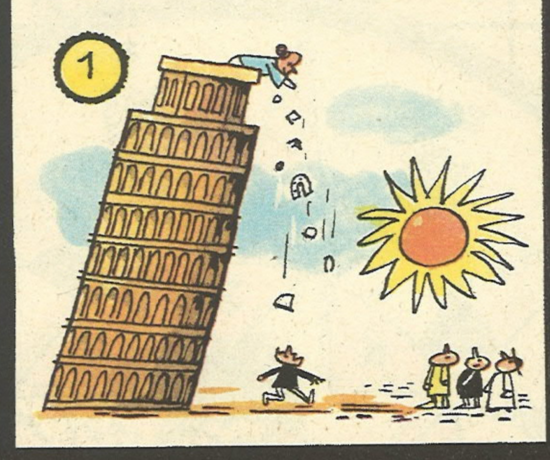

Hier greife ich für euch in meine sehr tiefen Hosentaschen. Aus der linken krame ich acht Städte-Visitenkarten heraus, aus der rechten eine ganze Serie von Signets, Waren- und Schutzzeichen, die Merkmale ganz bestimmter Erzeugnisse oder Einrichtungen sind. Die meisten sind euch sicher schon einmal über den Weg gelaufen. Euer Auftrag: Erkundet zu jeder der acht Städte das dazugehörige Zeichen. Ich frage also:
WAS GEHÖRT WOHIN?
B
O
C
P
R
A
Q
P
7 Berlin
Hauptstadt der DDR Stadt des Friedens. Politisches, ökonomisches und wissenschaftlich-kulturelles Zentrum der DDR.
D
M T
E
S
Z
M
1 Erfurt
Bezirks- und Kreisstadt Bahnknotenpunkt Büromaschinen, Elektrotechnik, Baustoffe, Bekleidung, Schuhe
Y
T
X
8 Elster
Stadt im Kreis Oelsnitz, Bezirk Karl-Marx-Stadt Mineralquellen, Moorbad, Kurpark
2 Wolfen
Kreis Bitterfeld, Bezirk Halle Filmfabrik, Lacke, Farben, Pflanzenschutzmittel
W
K
N INTERNATIONALE GARTENBAU-AUSSTELLUNG
M STAATSBAD DER DDR
D METROPOL-THEATER
H PORZELLAN-KOMBINAT
K KFZ-BAU VEB SACHSENRING
O STAATLICHE PORZELLAN-MANUFAKTUR
L FILMFABRIK
E DEUTSCHES HYGIENE-MUSEUM IN DER DDR
3
6
8
1
7
5
2
4
U
L
OR WO
H
KAHLA
3 Meißen
Stadt im Bezirk Dresden Industrie-, Bildungs- und Kulturstadt. Porzellanmanufaktur (älteste Europas)
V
STAATLICHE VERSICHERUNG DER DDR
4 Dresden
Bezirks- und Kreisstadt Bahnknotenpunkt Wirtschafts-, Wissenschafts-, Kultur- und Touristenzentrum, drittgrößte Industriestadt der DDR
I
6 Kahla
Stadt im Kreis Jena, Bezirk Gera Porzellankombinat, Holz- und Metallindustrie
G
N
iga
F
5 Zwickau
Kreisstadt im Bez. Karl-Marx-Stadt Industrie- und Kulturzentrum Kfz-, Maschinen-, Container-, Metalleichtbau. Gießereien
Lösungsweg: Kreiszunge auf das Farbdreieck mit der betreffenden Stadt-Nummer legen. Im Pfeilraum der Schablone ist dann abzulesen, welches Zeichen zu dieser Stadt gehört und was es bedeutet.



Wissenschaft und Technik sind mein Hobby. Ich stecke meine neugierige Nase in alles, was damit zu tun hat. In dickbäuchige Bücher zum Beispiel. Und weil ich natürlich auch einmal zeigen will, was ich so alles drauf habe, darf ich mich hier austoben. Auf diesen beiden Seiten. Ich stelle euch berühmte und bekannte Techniker, Entdecker sowie Naturwissenschaftler mit ihren Leistungen vor. Die Namen verrate ich nicht. Die sollt ihr euch angeln. Wie? Es steht da rechts oben.

WER WAR WER?

Ich frage euch:
1590 war's. Da kletterte ein Mann auf den schiefen Turm von Pisa. Bepackt mit Holzstücken, Steinen, Hufeisen und ähnlichem Krimskrams. Das alles ließ er vom oberen Turmrand auf die Straße purzeln. Und warum? Um das Fallgesetz zu beweisen, das er gerade entdeckt hatte. Um den Leuten zu zeigen, daß ganz verschieden schwere Körper in gleicher Zeit nach unten plumpsen. So einer war das. 1606 baute er sogar ein Fernrohr, entdeckte damit Jupitermonde, Sonnenflecken und Mondkrater. Kopernikus war sein Vorbild. Dessen Lehren verteidigte er selbst vor der Kirche, eckte aber damit mächtig an. Brecht hat ein Schauspiel darüber geschrieben. Na, wie hieß er denn, dieser Mann?



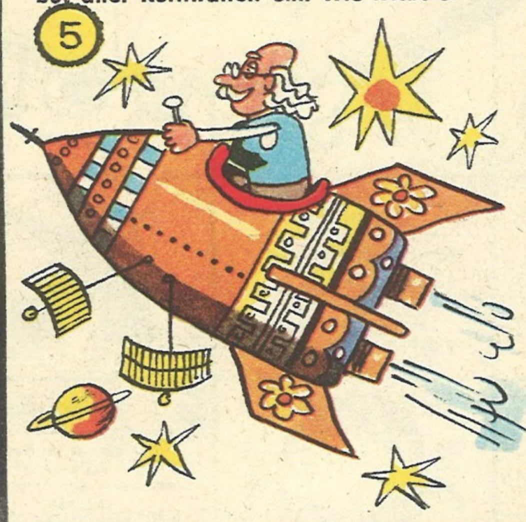
2

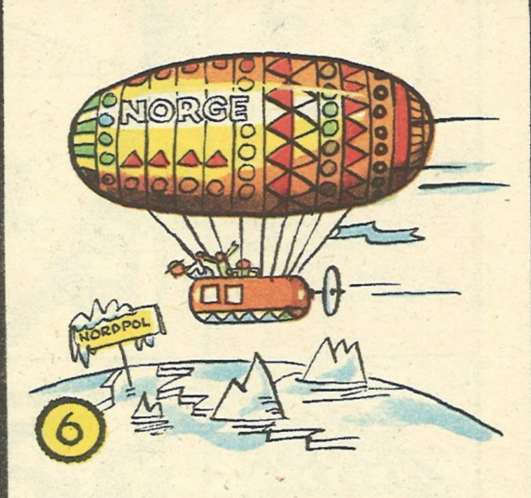
Er war ein Tausendsassa, der Italiener, von dem ich jetzt erzähle. Er war Goldschmied, Maler, Bildhauer, Naturwissenschaftler, Techniker, sogar Sänger und Lautenspieler. Kennt ihr die Lisa? Nein, nicht die Tante vom Nebenhaus. Das Gemälde „Mona Lisa" meine ich. Die hat er gemalt. Drei Jahre lang, von 1503 bis 1506. Das berühmte „Abendmahl" auch. Als Techniker war er ein großes As, beschäftigte sich mit Textilmaschinen, Schleudergeschützen, Dampfkanonen. Er entwarf nicht bloß eine selbsttätige Bratenwendemaschine, sondern auch bereits 1499 Skizzen für den ersten Fallschirm der Welt. Und wie hieß er, dieser Mann?

4

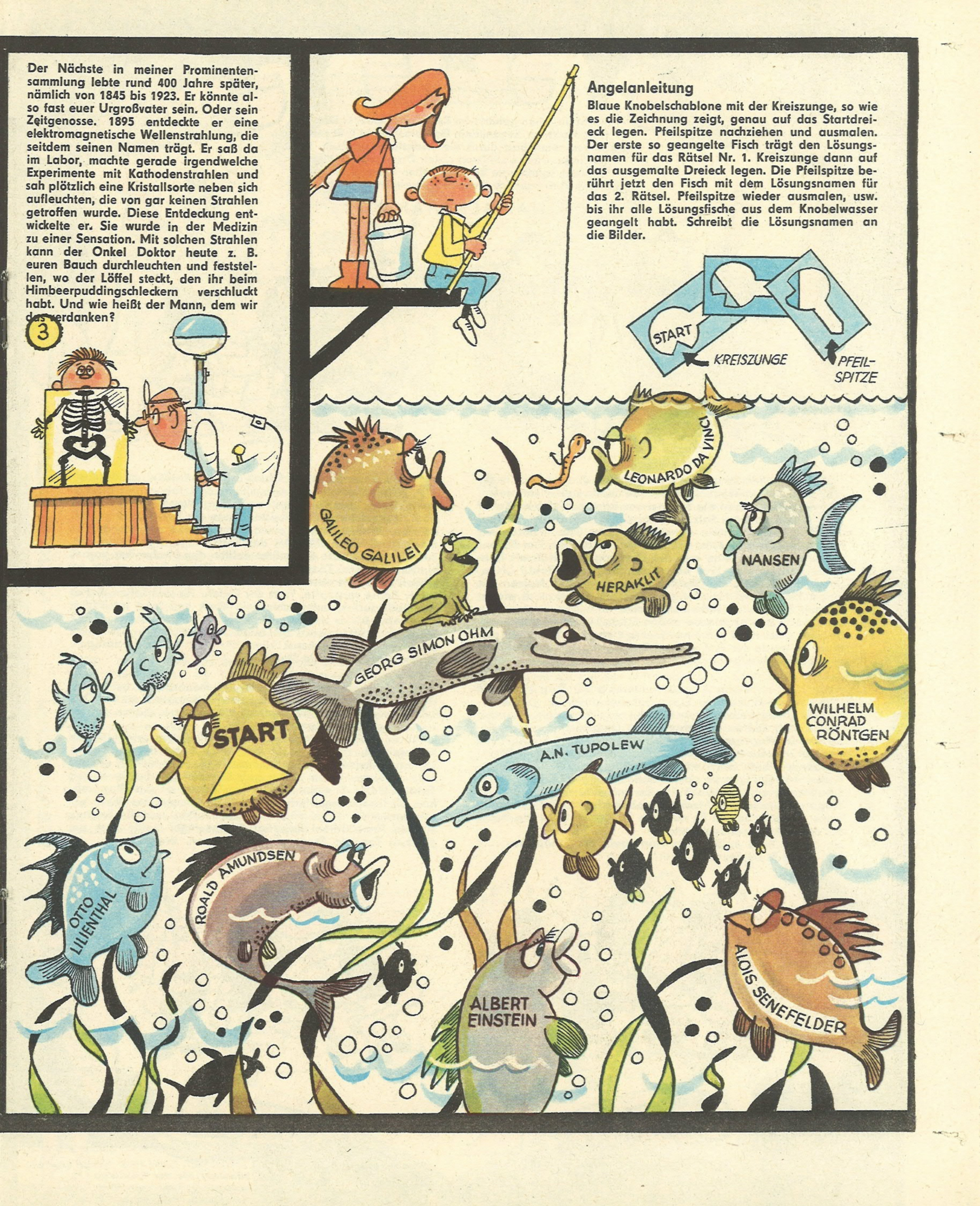
Jetzt stelle ich euch einen Mann vor, der eigentlich einmal Schauspieler werden wollte. Ging aber schief. Dann schrieb er Bühnenstücke und wollte sie drucken lassen. War aber zu teuer. Also auch ein Reinfall. „Zum Glück!" wird Picasso später gesagt haben. Denn wegen der hohen Druckkosten suchte dieser pfiffige Mann nach billigeren Druckverfahren, erfand 1796 bis 1798 den Steindruck und wurde zum Begründer der Lithographie. In Berlin gibt es eine Straße, einen Platz und eine U-Bahnstation mit seinem Namen. Dort steht auch sein Denkmal. Mit seitenverkehrter Schrift. Und wie heißt der gute Mann?

Er lebte von 1879 bis 1955 und ist einer der ganz Großen unter den Forschern und Physikern. Als Schüler ist er kurz vor dem Abitur vom Gymnasium geflogen, weil „seine Anwesenheit sich auf die anderen ungünstig auswirkte". War wohl albern, der Albert? Seine Lehrer werden dumm geguckt haben, als er 1905 den Doktorhut und zwei Jahre später den Professorentitel erhielt. Ab 1914 lehrte er an der Berliner Uni. 1933, von den Faschisten verfolgt, ging er in die USA. Ohne seine berühmte Relativitätstheorie hätten wir heute weder Atomkraftwerke noch Raumschiffe. Er war ein Freund der Sowjetunion und setzte sich für das Verbot aller Kernwaffen ein. Wie heißt er?





Der letzte, mit dem ich euch bekanntmache, kommt aus einer ganz anderen Ecke. Er ist ein norwegischer Entdecker und Polarforscher, geboren 1872. Ein Pionier unter den Entdeckern. An dem, was ihm gelang, sind 300 Jahre lang vor ihm alle anderen gescheitert. 1911 erreichte er als erster Mensch den Südpol. 1926 überquerte er per Luftschiff den Nordpol. Zwei Jahre später steckte er schon wieder in der Arktis. Diesmal, um die Besatzung des Luftschiffes „Italia" zu retten. Der Polarforscher Nobile war damit verunglückt. Doch die Aktion mißlang. Das Flugzeug stürzte in der Arktis ab. Seitdem ist unser Mann verschollen. Kennt ihr seinen Namen?


Der Nächste in meiner Prominentensammlung lebte rund 400 Jahre später, nämlich von 1845 bis 1923. Er könnte also fast euer Urgroßvater sein. Oder sein Zeitgenosse. 1895 entdeckte er eine elektromagnetische Wellenstrahlung, die seitdem seinen Namen trägt. Er saß da im Labor, machte gerade irgendwelche Experimente mit Kathodenstrahlen und sah plötzlich eine Kristallsorte neben sich aufleuchten, die von gar keinen Strahlen getroffen wurde. Diese Entdeckung entwickelte er. Sie wurde in der Medizin zu einer Sensation. Mit solchen Strahlen kann der Onkel Doktor heute z. B. euren Bauch durchleuchten und feststellen, wo der Löffel steckt, den ihr beim Himbeerpuddingschleckern verschluckt habt. Und wie heißt der Mann, dem wir das verdanken?
3
Angelanleitung
Blaue Knobelschablone mit der Kreiszunge, so wie es die Zeichnung zeigt, genau auf das Startdreieck legen. Pfeilspitze nachziehen und ausmalen. Der erste so geangelte Fisch trägt den Lösungsnamen für das Rätsel Nr. 1. Kreiszunge dann auf das ausgemalte Dreieck legen. Die Pfeilspitze berührt jetzt den Fisch mit dem Lösungsnamen für das 2. Rätsel. Pfeilspitze wieder ausmalen, usw. bis ihr alle Lösungsfische aus dem Knobelwasser geangelt habt. Schreibt die Lösungsnamen an die Bilder.
START
KREISZUNGE
PFEIL-SPITZE
LEONARDO DA VINCI
GALILEO GALILEI
NANSEN
HERAKLIT
GEORG SIMON OHM
WILHELM CONRAD RÖNTGEN
START
A.N. TUPOLEW
OTTO LILIENTHAL
ROALD AMUNDSEN
ALBERT EINSTEIN
ALOIS SENEFELDER



Habt ihr schon gehört? Im Kyffhäuser spukt's! Dort im Berg hockt der Sagenkönig Barbarossa und läßt seinen mächtigen roten Bart durch die Tischplatte wachsen. Erzählt die Sage. Und so sind von vielen Orten unserer Heimat ähnliche sagenhafte Begebenheiten bekannt. Ein paar Kostproben habe ich für euch ausgesucht. Und ich frage:

WAS GESCHAH WO?

Am hellen Strand der Saale, genau dort, wo sich heute das Kurt-Wabbel-Stadion befindet, saßen vor vielen, vielen Jahren die Männer vor ärmlichen kleinen Katen und siedeten Salz. Da kam der Bischof vorbei, der auf der Burg Giebichenstein seinen Sitz hatte. Diesen baten die Männer um die Erlaubnis, sich eine Stadt zu bauen. Der Bischof lachte die armen Leute aus. Sie aber sagten: „Han wir hüte Water und Holt, so han wir morne Silber und Gold." „Nun, dann baut," sagte der Bischof. „Baut in Gottes Namen mit eurem Wasser und Holz." Als er aber ein Jahr danach wieder an den Salzquellen vorbeikam, traute er seinen Augen nicht. Dort stand eine nagelneue schöne Stadt. Und die Leute dankten ihm, setzten ihn auf einen Esel und streuten Rosen auf den Weg. So wurde der Esel, der auf Rosen geht, zum Wahrzeichen dieser Stadt. Wie heißt sie?

An der F19 im Werratal, unterhalb der Burg Maienluft, liegt eine kleine Stadt, bekannt durch ihr großes Faschingstreiben. Den Bürgern dort wurde einst vermeldet, daß sie ein schreckliches Ungeheuer bedrohe, riesig wie ein Wagenrad, mit Zähnen wie ein Hecht, Stacheln wie ein Igel und Glotzaugen wie ein Karfunkel. Die braven Bürger bewaffneten sich sofort mit Spießen, Heugabeln und Luntenflinten. Mutig zogen sie dem Monstrum entgegen. Beim ersten Schuß zerplatzte das Ungetüm. Es war nicht so groß wie ein Wagenrad, hatte keine Hechtzähne, keine Igelstacheln und auch keine Karfunkelaugen. Es war eine Schlagwurst, die ein Bauer aus dem Wagen verloren hatte.
Ein Schalk hat's erzählt. Zur Narrenzeit. Ein Schalk aus ...? Na, wie heißt sie denn die Stadt?

In einer Stadt der Oberlausitz, heute Zentrum der Sorben, erhielt vor etwa vierhundert Jahren ein Mechaniker den Auftrag, den Häusern Wasser aus der Spree zuzuführen. Der Meister baute ein Kunstgestänge, mit dem das Wasser hoch in einen Turm geleitet und von dort in die Stadt fließen sollte. Als das kostspielige Werk fertig war, floß aber nichts. Die Stadtväter wollten den Mechaniker darauf hinrichten lassen. Dieser konnte aber fliehen. Als er nachts erschöpft im Walde ausruhte, träumte er von einer Ratte, die eins seiner Rohre verstopfte. Trotz der Gefahr für sein Leben, lief er zur Stadt zurück, untersuchte sein Werk und fand tatsächlich eine Ratte. Als er sie entfernte, floß das Wasser munter in die Stadt. So erzählen sichs die alten Leute. Übrigens: Den Turm dieser Alten Wasserkunst könnt ihr noch heute besichtigen. Aber wo? Wie heißt die Stadt?

Eines schönen Tages kam Till Eulenspiegel bei seiner Wanderschaft auch zu jener Festlandstadt an der Ostsee, von der heute ein 2 450 m langer Damm zur Insel Rügen führt.
Dicht am Hafen wohnte ein Schneider. Bei dem verdingte sich Eulenspiegel, obwohl er von der edlen Kunst des Schneiderhandwerks keinen blassen Schimmer hatte. Der Meister der gerade an einem Wams nähte, gab Eulenspiegel die Ärmel und Taschen dafür. Er sollte sie bei den Löchern an das Wams nähen. Als Eulenspiegel fertig war, und der Meister das Wams besah, waren die Ärmel an den Taschenlöchern und die Taschen an den Ärmellöchern befestigt. Eulenspiegel mußte noch am gleichen Tag die Stadt wieder verlassen. Welche?

Schablone mit der Kreiszunge so auf die Dreiecke legen. Pfeilspitze zeigt dann immer auf den Städtenamen.

HALLE
BLANKENBURG
NORDHAUSEN
JENA
HAGENOW
SCHWERIN
SCHWEDT
PARCHIM
WERNIGERODE
GADEBUSCH
LUDWIGSLUST
HALBERSTADT
GREIFSWALD

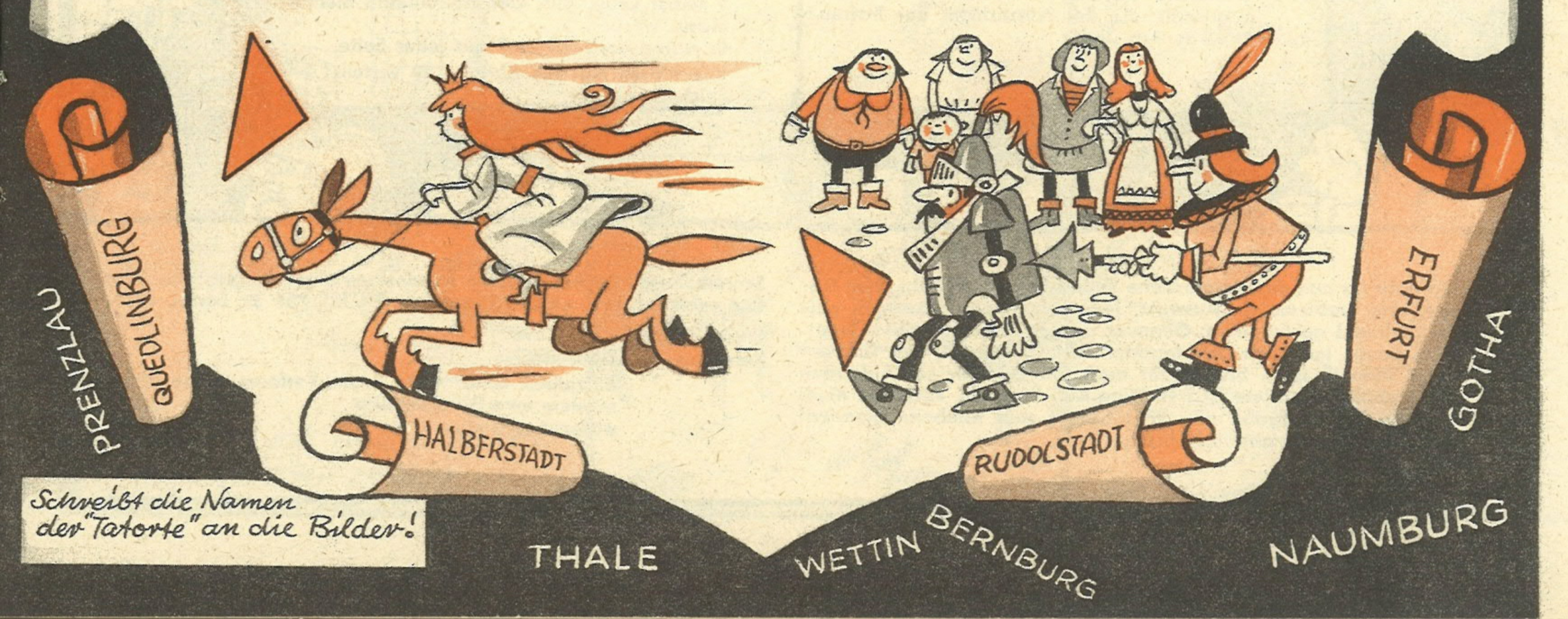
Es geschah einst in jener schönen Stadt im Harzvorland, aus der gute Würstchen kommen. In Büchsen. Der erste Bischoff wollte damals für die Stadt einen Dom bauen lassen. Der Teufel hörte davon. Und weil er glaubte, dort würde ein Wirtshaus errichtet werden, schaffte er Tag für Tag tüchtig mit. Als er seinen Irrtum bemerkte, hielt er gerade einen großen Felsblock in den Krallen und wollte ihn vor Wut auf die Bauleute schleudern. Die aber versprachen dem Teufel, noch am gleichen Tag neben dem Dom eine Schänke zu errichten.
Der Teufel war damit einverstanden und warf zum Zeichen des Vertrages den Stein auf den Domplatz. Und dort liegt er noch heute, ein großer schwerer Granitblock. In welcher Stadt?

Früher bewohnten auch Riesen das Land um den Harz. Einer davon, der Riese Bodo, ging zum König und wollte dessen Tochter heiraten. Als diese davon hörte, verließ sie noch in der Nacht das Schloß und floh mit dem Pferd des Riesen in die Berge. Der Riese aber folgte ihr auf einem anderen Pferd. Die Königstochter hatte gerade einen hohen Felsvorspung erreicht, als sie den Riesen hinter sich entdeckte. Vor ihr lag eine tiefe Schlucht, verzweifelt wagte sie den Sprung und erreichte glücklich die jenseitige Klippe. Der Huf des Pferdes prägte sich tief in den Fels. Der Riese sprang ihr nach. Doch Roß und Reiter stürzten hinunter in das Bergwasser. Seitdem nennen die Leute, die in der Stadt am Fuße dieses Berges wohnen, den Felsen die „Roßtrappe" und das Bergwasser die „Bode". Wie heißt diese Stadt?

Im Schloß einer alten mecklenburgischen Stadt geisterte lange Zeit des nachts mit Laterne und klapperndem Schlüsselbund ein graues, bärtiges Männlein herum, das Petermännchen. Einmal wurde im Schloß ein großer Haufen Silberzeug gestohlen. Ein alter Schloßdiener wurde verdächtigt und in den Hungerkeller geworfen. Da kam das Petermännchen durch die Mauern, brachte dem Unschuldigen zu essen und suchte, bis es den wirklichen Dieb fand. Mit unsichtbaren Fingern zog es ihm die Diebesbeute aus der Tasche und streute sie hinter ihm her. So wurde der wahre Täter gefaßt und der alte Schloßdiener erhielt seine Freiheit wieder. Heute ist diese Stadt sogar mit der Autobahn erreichbar. Das Schloß ist zu besichtigen – in welcher Stadt steht es?

Auf der Rudelsburg, am Prallhang der Saale, hauste einst ein grausamer Raubritter, der Schrecken der Umgebung. Da er in seiner Burg nicht zu fassen war, sann der Rat der nahen Stadt auf eine List. Man hatte gerade eine Hexe gefangen und versprach ihr Leben und Freiheit, wenn sie den Raubritter den Bürgern ausliefern würde. Das Hexenweib schmuggelte sich in die Burg und verzauberte sich in das Leibroß des Ritters. Als dieser es bestieg, galoppierte es trotz Peitsche und Sporen mit ihm in die Stadt, wo die Bürger ihn packten. Sie steckten ihn in einen Käfig und hängten ihn zur Abschreckung anderer Räuber in ihrer Stadt aus einem Turm hinaus. Den Namen dieser Stadt suchen wir, wie heißt sie?

BLANKENBURG
GERA
BAD SULZA





1. Diesen schicken Blumenstrauß habe ich gestern abend in eine Vase mit frischem Wasser gestellt. Heute morgen lag sie umgekippt und ausgelaufen auf dem Tisch. Niemand hat sie berührt. Was ist da passiert? Warum ist sie umgefallen?

2. Käptn Lütt hat mir neulich erzählt, daß er mit seinem Schiff für eine Fahrt von Nikaragua nach Japan immer mehr Zeit braucht, als für eine Fahrt von Japan nach Nikaragua. Mir ist das schleierhaft. Erklärt es mir bitte. Wie kommt das?

3. Diese Aufgabe habe ich in dem uralten Tagebuch Achmed aus dem Jahre 1700 v. u. Z. gefunden: Sieben Leute besitzen sieben Katzen. Jede Katze vertilgt sieben Mäuse. Jede Maus frißt sieben Ähren Gerste. Aus jeder Ähre Gerste können sieben Maß Getreide entstehen. Wieviel Maß Getreide sind es insgesamt, die der Nützlichkeit der Katzen zu verdanken sind?

4. Im Siebenjährigen Krieg, so wird berichtet, quartierte sich ein Hauptmann mit 24 Mann in einem Schloß mit 9 Zimmern ein. Er zog ins mittlere Zimmer und verteilte, weil er bloß bis sieben zählen konnte, seine Männer so, daß sich auf jeder Seite 7 Soldaten befanden. Siehe Skizze. In der Nacht rissen 4 seiner Leute aus. Der Hauptmann merkte nichts.
Es waren noch immer 7 auf jeder Seite.
Wie hatten sich die übrigen 20 verteilt? Zeichne es auf?!

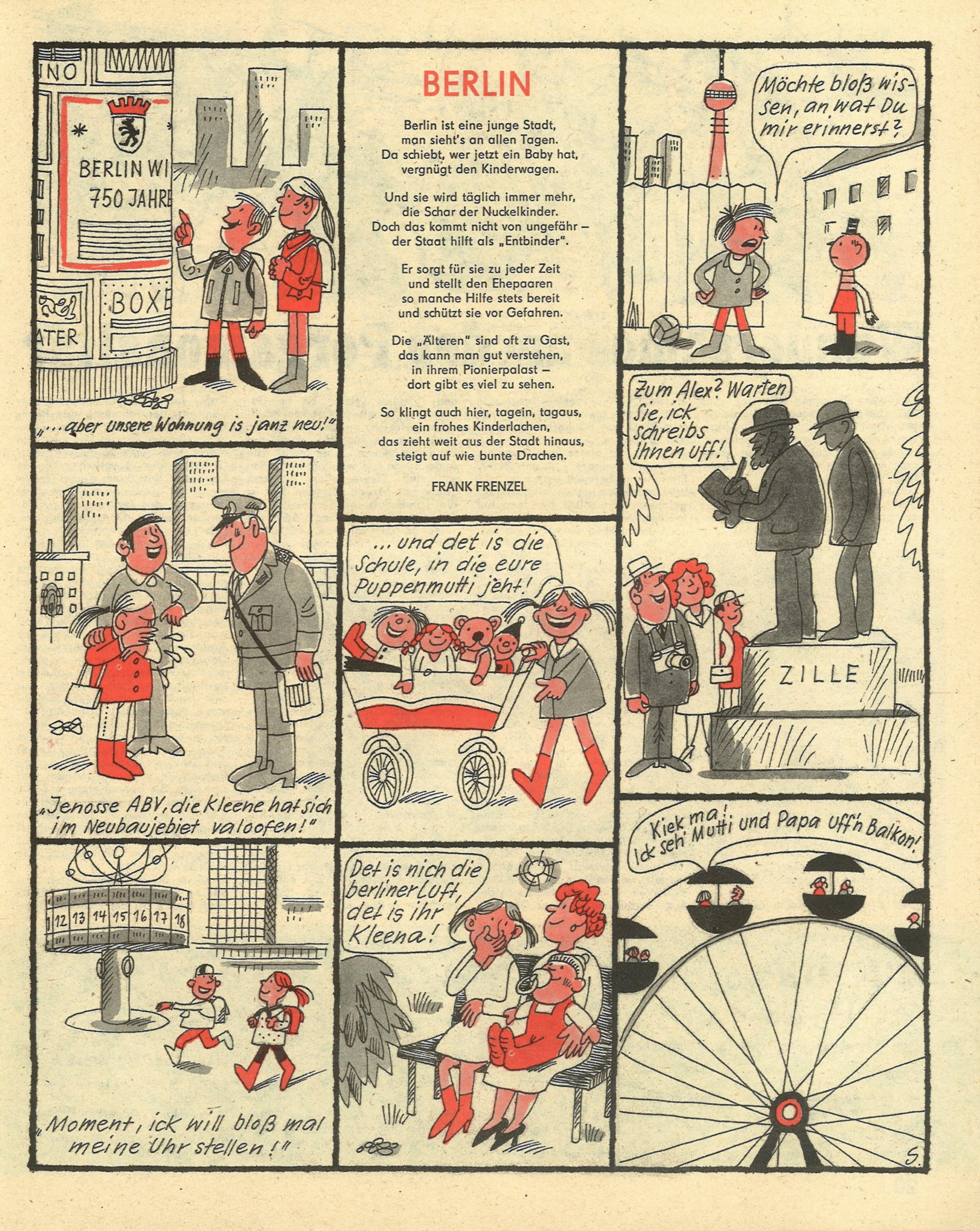
Da habt ihr nun die versprochene Einladung zum Tüfteln. Vier Fragen, vier Probleme zur Auswahl. Jedem von euch sozusagen aufs Knobelhemd geschneidert. Genauer gesagt auf den Knobel-Grips. Also, Leute, laßt euer Licht leuchten. Damit ihr seht, daß Tüte ein guter Mensch ist – braucht ihr auch nur eine meiner Aufgaben zu lösen. Alles andere ist freiwillige Kür. Wer will, kann mit einer eigenen Tüftelaufgabe alle FRÖSI-Leser zum Knobeln einladen. Dazu benötige ich aber die Lösung.

Schreibt also die Antwort von mindestens einer Aufgabe an Tüte und eventuell eure eigene Tüftelei an FRÖSI, PSF 37, Berlin, 1056.

Einsendeschluß: 30. 4. 1987
Kennwort: EINLADUNGEN!

Blitzideen erster Güte, beim Verlosen keine Nüte, sondern eine Glücksminüte wünscht euch allen

euer TÜTE!



BERLIN

Berlin ist eine junge Stadt,
man sieht's an allen Tagen.
Da schiebt, wer jetzt ein Baby hat,
vergnügt den Kinderwagen.

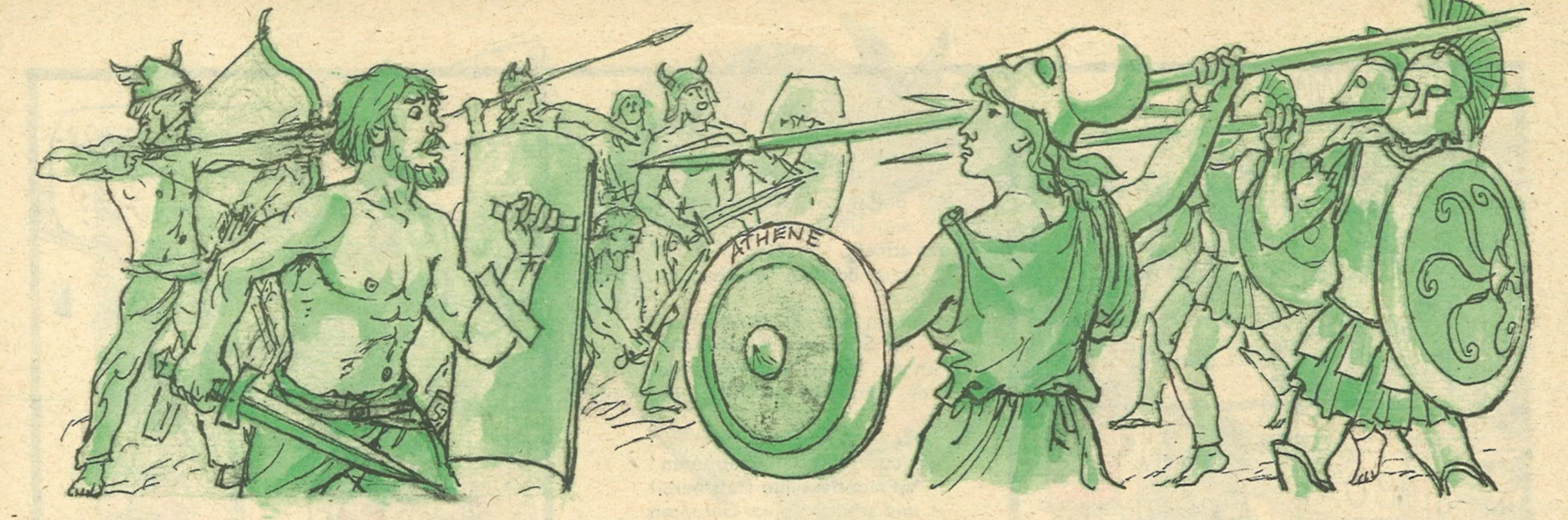
Und sie wird täglich immer mehr,
die Schar der Nuckelkinder.
Doch das kommt nicht von ungefähr –
der Staat hilft als „Entbinder".

Er sorgt für sie zu jeder Zeit
und stellt den Ehepaaren
so manche Hilfe stets bereit
und schützt sie vor Gefahren.

Die „Älteren" sind oft zu Gast,
das kann man gut verstehen,
in ihrem Pionierpalast –
dort gibt es viel zu sehen.

So klingt auch hier, tagein, tagaus,
ein frohes Kinderlachen,
das zieht weit aus der Stadt hinaus,
steigt auf wie bunte Drachen.

FRANK FRENZEL



Wundersames um den Pergamonaltar

Das Wort Pergamon ist vielen von uns bekannt; denn in unserer Hauptstadt Berlin gibt es ein Museum, das nach Pergamon benannt ist. Es erhielt seinen Namen nach dem wertvollsten Teil der Ausstellung, dem Pergamonaltar. Was es mit diesem auf sich hat und mit der Stadt gleichen Namens, woher dieses großartige Kunstwerk zu uns gekommen ist, ist recht sonderbar.

Daß Pergamon, die berühmteste Stadt des Altertums, in Kleinasien liegt, noch deutlicher gesagt an der Küste der heutigen Türkei, wußte ich. Aber wo?

„Kalim", sagte ich zu meinem türkischen Freund, „wo liegt Pergamon? Ich studiere hier die Landkarte auf und ab, hin und her, kann es aber nicht finden."

Statt einer Antwort sagte Kalim schmunzelnd: „Komm, wir fahren hin!"

Wir fuhren, das heißt, Kalim fuhr den geländegängigen Jeep.

Die Fahrt geht nach Norden. Wir fahren eine schwungvolle Linkskurve und halten genau auf ein breites Tal zu, durch das mit vielen Windungen der Fluß Bakircay fließt. Jenseits des Tales erheben sich Berghöhen mit schroff abfallenden Flanken.

„Dort drüben!" sagt Kalim und deutet mit der Hand voraus.

„Das Städtchen da drunten im Tal? Das soll Pergamon sein?"

„Nein. Das ist Bergama. Aber dahinter!"

„Auf dem Berg?" Kalim nickt. Wie ich das Gelände etwas ernster in Augenschein nehme, glaube ich, dort Reste von Baulichkeiten erkennen zu können.

Das Tal liegt hinter uns; Bergama, ein nichtssagender Ort mit 24 000 Einwohnern, befindet sich unter uns. Wir sind einen steilen Weg emporgefahren, den selbst der Jeep nur mit Knattern und Fauchen bezwang. Jetzt aber stehen wir vor einem weiten, die ganze Bergkuppe bedeckenden Ruinenfeld.

Es bedarf schon der Kenntnisse meines türkischen Freundes, der all das Verwirrende von herumliegenden Säulenresten, Steinen, Bogen und Mauern entwirrt. Da erstand vor meinen geistigen Augen Pergamon, die Weltstadt von vor 2 000 Jahren, mit Palästen und Sportstätten und Theatern und Wachtürmen und Tempeln.

„Sie hat eine recht ungewöhnliche Geschichte, die in der grauen Vorzeit beginnt", sagt Kalim. „Als der große Held Herakles zum Wohl der hellenischen Stämme, die später Griechen wurden, seine Heldentaten vollbrachte, finden wir ihren Anfang. Er hatte einen Sohn mit Namen Telephos, dessen Mutter Auge hieß. Sie war eine Priesterin der Göttin Athene. Diese war sehr verärgert darüber, daß ihre Priesterin sich mit dem Herakles eingelassen hatte. Um sie für diese Freveltat zu bestrafen, wiegelte sie das Volk gegen die Priesterin auf. Da warfen die Leute die Auge kurzerhand ins Meer. Den kleinen Telephos setzten sie im Gebirge aus, damit er dort von Raubtieren gefressen werden sollte. Nun denkt man, sei für beide damit das Ende gekommen. Aber nein! Die Auge wurde auf wunderbare Weise von den Meereswellen an den Strand von Mysien getragen. Das ist die Landschaft, in der heute das Städtchen Bergama liegt. Auch der Telephos, der von einer Hirschkuh gesäugt und großgezogen worden war, tauchte eines Tages dort auf, errichtete ein Reich und nannte sich König.

Wer den Altar im Berliner Pergamonmuseum besichtigt, wird auf dem sogenannten kleinen Fries diese Geschichte abgebildet finden.

Der Aufschwung der befestigten Stadt auf dem steilen Berg begann aber erst mit der Herrschaft König Attalos I. (von 241 bis 197 v. u. Z.). Von da ab spricht man vom Königreich Pergamon. Es blieb aber lange Zeit über ein Zwerg unter den anderen Königreichen des Nahen Orients. Das änderte sich erst mit König Eumenes II. Mit Hilfe der mächtigen Römer, deren Bundesgenosse er war, konnte er sein Reich gewaltig ausdehnen. Schließlich gehörte ganz Westanatolien – der heutige Küstenbereich der Türkei am Ägäischen Meer – bis hinab zu der Hochgebirgskette des Taurus zum Reich Pergamon. Das war fürwahr ein Riesenreich! In dieser Epoche entstand hier eine blühende Kultur.

Nachdem in Rom, im Jahr 44 v. u. Z., Gajus Julius Caesar ermordet worden war, der jahrelang das Römische Reich angeführt hatte, übernahm dessen Freund Antonius die Macht und zugleich auch Caesars Geliebte, die ägyptische Königin Kleopatra. Von ihrem neuen Verehrer erfuhr diese Einzelheiten über Pergamon, das Zentrum des aufblühenden Reiches. Dort, so hörte sie, gäbe es eine Bibliothek mit über 200 000 Bänden, meist in der Form von Schriftrollen.

Darüber ärgerte sich Kleopatra, die auf den etwa ebenso großen Bestand an Büchern in Alexandria, dem Mittelpunkt in Kunst und Wissenschaft der Ägypter, über die Maßen stolz war. Sie verbot auf der Stelle die Ausfuhr von Papyrus aus ihrem Land. Damals schrieb man noch mit einer aus Ruß gewonnenen Tinte auf einem beschreibbaren Stoff, den man aus dem Mark der schilfartigen ägyptischen Papyrusstaude herstellte.

Durch die Unmöglichkeit, aus Ägypten weiterhin Papyrus zu beziehen, kamen die Wissenschaftler, Lehrer und Schüler von Pergamon in arge Bedrängnis. Aber sie wußten sich zu helfen. Sie stellten einen anderen, neuartigen, beschreibbaren Stoff aus Rinderhäuten her, der mit Kalkmilch behandelt und mit Bimsstein geglättet war. Den nannte man, weil er aus Pergamon kam, Pergament. So heißt er noch heute.

In dieser Blütezeit des Reiches Pergamon entstand in der Residenzstadt auch einer der schönsten Tem-

BUCHTIPS

750 Jahre Berlin

(eine Auswahl von Kinder- und Jugendliteratur)

Pianke

von Peter Abraham, Illustrationen: Gertrud Zucker, Kinderbuchverlag Berlin

Nach einem Bombenangriff auf Berlin muß Hans Groß mit seinem Sohn, Pianke genannt, in ein Gartenhäuschen flüchten, denn in der Berliner Wohnung wartet die Gestapo auf den Vater. Unter falschem Namen erleben sie dort die letzten Kriegsmonate, immer in Gefahr, entdeckt zu werden.

Ab morgen werde ich Künstler

(eine Erzählung aus dem Leben Heinrich Zilles)

von Brigitte Birnbaum, Illustr.: Heinrich Zille; Kinderbuchverlag Berlin

Die Erzählung umfaßt die Jahre 1907 und 1908 in Berlin. Heinrich Zille arbeitet als Lithograph in einer Druckerei und zeichnet nebenher Menschen aus den Arbeiter-Wohnvierteln der Stadt.

Berliner Sagen und Märchen

von Christel Förster, Postreiter Verlag, Halle

Bekannte und weniger bekannte Sagenstoffe aus dem 750jährigen Berlin und seiner nahen Umgebung.

Der Fremde aus der Albertstraße

von Günter Görlich, Illustr.: Wolfgang Schedler, Kinderbuchverlag Berlin

Im Mittelpunkt der Handlung stehen Erlebnisse einer Berliner Pioniergruppe. Als Timurhelfer bewähren sich die Kinder bei der Betreuung älterer Bewohner der Albertstraße.

pel, dem griechischen Gott Zeus geweiht. Der große Fries stellt den Kampf der Götter gegen die Giganten dar, als Gleichnis des Kampfes der Griechen gegen die Barbaren. Der letzte König des pergamenischen Reiches war Attalos III. Er war ein verdrießlicher, unsympathischer, stets mißgelaunter König, der unter Verfolgungswahn litt. Er verschloß sich aus Angst vor der Öffentlichkeit und beseitigte alle, gegen die er Mißtrauen hegte, mit Gift.
Als er im Jahr 133 v. u. Z. starb, vermachte er sein ganzes Königreich den Römern. Damit erlosch das Reich Pergamon. Die einstige Hauptstadt sank in die Bedeutungslosigkeit eines Provinzstädtchens zurück, bis sie völlig zerfiel und zur wenig beachteten Ruine wurde.
Ende des vorigen Jahrhunderts, genau im Jahr 1873, arbeitete bei Bergama, dem Städtchen am Fuße des ehemaligen Burghügels, der deutsche Straßenbauingenieur Karl Humann. Zufällig beobachtete er, wie Kalkwerksarbeiter eine Marmorplatte, die mit einem schönen Relief verziert war, im Kalkofen zu Baukalk brennen wollten. Er erwarb die Platte, sandte sie nach Berlin und ließ sie dort von Wissenschaftlern untersuchen. Dadurch wurde die Aufmerksamkeit deutscher Altertumsforscher auf den Burghügel bei Bergama gelenkt. Bei den nun einsetzenden Grabungsarbeiten entdeckte man das längst vergessene Pergamon wieder, das einst der Mittelpunkt eines großen Reiches gewesen war. Man fand dort neben anderen Baulichkeiten den berühmten Zeusaltar. Seine Westseite wurde mit Billigung der türkischen Regierung in Teile zerlegt und nach Berlin transportiert. Dort setzte man das Kunstwerk wieder zusammen.
Seitdem bildet dieser großartige Bau das Kernstück unseres Pergamonmuseums, das in aller Welt für Freunde der Kunst zu einem Begriff geworden ist.
Wir sind weitergefahren, mein Freund Kalim und ich; nicht ohne vom Tal aus noch einmal einen Blick zurückgeworfen zu haben zur Höhe des Bergmassivs, von dem herab einst Weltgeschichte gemacht worden war, die noch in unsere Gegenwart hineinwirkt in der Form des Altars im Pergamonmuseum, aber auch in der Form eines besonders feinen, weißen Papiers, des Pergaments.

Dr. KURT KAUTER

Zeichnung: Hans Betcke

Ein Abenteuer besonderer Art

In den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war Berlin noch eine Stadt mit etwa 140 000 Einwohnern. Aber sie entwickelte sich rasch, wollte an Glanz gewinnen. So entstand die Idee, nicht nur neue Bauwerke, sondern auch eine imposante Schale aus Granit zu schaffen und aufzustellen.
Das Material dafür fand man in der Nähe von Fürstenwalde. Ein Teil des „Großen Markgrafensteins" sollte die neue Granitschale werden. 1827 ging man an die Arbeit. Zuerst mußte der riesige Urstein freigeschaufelt werden. Dieses dauerte allein mehrere Monate. Von dem Riesenfindling wurde nun eine Platte von 7,5 Meter Länge, 7,2 Meter Breite und 1,6 Meter Dicke abgetrennt. Viertausendfünfhundert Zentner wog die unbearbeitete Granitplatte. Der Transport solch einer Masse war für damalige Zeit unmöglich. Deshalb erfolgte die Bearbeitung der Rohform an Ort und Stelle.
Um den Stein in die richtige Stellung zu bringen, waren 23 verschiedene Hebewerkzeuge notwendig, die von etwa einhundert Arbeitern mehrere Wochen lang bedient wurden. Von der Abtrennung der Platte bis zur Herstellung der Rohform vergingen etwa fünfzehn Monate. Die Schale wog aber immer noch 1 500 Zentner und befand sich 65 km von Berlin entfernt. Man schrieb das Jahr 1828. Der damals übliche Transport mit Pferd und Wagen kam dafür nicht in Frage. Da gab es nur eine Möglichkeit: den Wasserweg. Doch bis zur Spree waren es sechs Kilometer. Fünfzig Arbeiter hoben nun mit Heben und Winden versehen, in viereinhalb Tagen die 1 500 Zentner Granit auf einen Untersatz, der auf eichenen Walzen fortbewegt wurde, die hinten weggenommen, vorn wieder hingelegt wurden. Dieses Gefährt bewegte sich in einem „Tempo" zwischen 60 und 190 Meter po Tag. Erst nach sechs Wochen hatte die Schale die Spree erreicht. Hier wartete ein eigens für diesen Transport gefertigtes Schiff von 40 Meter Länge. Nachdem sich Schiff und Bollwerk auf gleicher Höhe befanden, wurde der Untersatz mit seiner Last über die eichenen Walzen auf das Schiff gerollt, das sich in der Mitte unter der Last um 30 Zentimeter durchbog.
Die Fahrt auf der Spree, die drei Tage dauerte, verlief auch nicht ohne Hindernisse. Das Schiff geriet dreimal auf Grund. An der Grünstraßen-Brücke reichte der Durchlaß weder in der Breite noch in der Höhe. An der Breite fehlten 25 Zentimeter. Also wurden die Brückenpfähle auf das benötigte Maß zurechtgestutzt und der fehlenden Höhe wurde man dadurch Herr, indem man den Wasserspiegel durch eine Schleusenöffnung einerseits und einen Wasserstau andererseits um 10 Zentimeter senkte. Am 9. November 1828 langten Schiff und Ladung am Kupfergraben an. Hier nun stand ein Schuppen bereit. Eine zum Schleifen und Polieren aufgestellte Dampfmaschine sollte das Rohstück in die endliche Form und auf Hochglanz bringen. Bis zur Aufstellung vergingen nochmals sechs Jahre. Doch am 10. November 1834 war es soweit. In der Mitte der aufgestellten Granitschale war ein, wir würden heute sagen: kaltes Büfett angerichtet. Auf dem Rand saßen 44 würdige Vertreter vom Magistrat. Diese weihten bei Speis und Trank und mit klugen Reden das neue Prachtstück im Straßenbild Berlins ein.

Werner Meidow

Foto: Renate Wagner Einzeichnungen: Horst Schrade



Der verschwundene Schiffskompaß

von Günter Görlich, Illustr.: Thomas Schleusing; Kinderbuchverlag Berlin

Während der Ferien lernt André nicht nur das heutige Berlin kennen, er wird von der Großmutter auch an historische Stätten geführt.

Altberliner Bilderbogen

von Hans Ludwig, Illustr.: Klaus Ensikat; Altberliner Verlag

Anekdoten, Nachrichten, Episoden, lustige und besinnliche Ereignisse über die vielhundertjährige Geschichte Berlins.

Ali und die Bande vom Lauseplatz

von Karl Mundstock, Illustr.: Christa Unzner; Kinderbuchverlag Berlin

Es ist Herbst 1923. Im Berliner Arbeiterviertel Kreuzberg erleben Kinder die Zeit der Inflation, der Lebensmittelknappheit und Arbeitslosigkeit. Sie beteiligen sich auf ihre Weise an den revolutionären Kämpfen ihrer Eltern.

Um die Ecke in Berlin

von Wera und Claus Küchenmeister, Illustr.: Barbara Schumann; Kinderbuchverlag Berlin

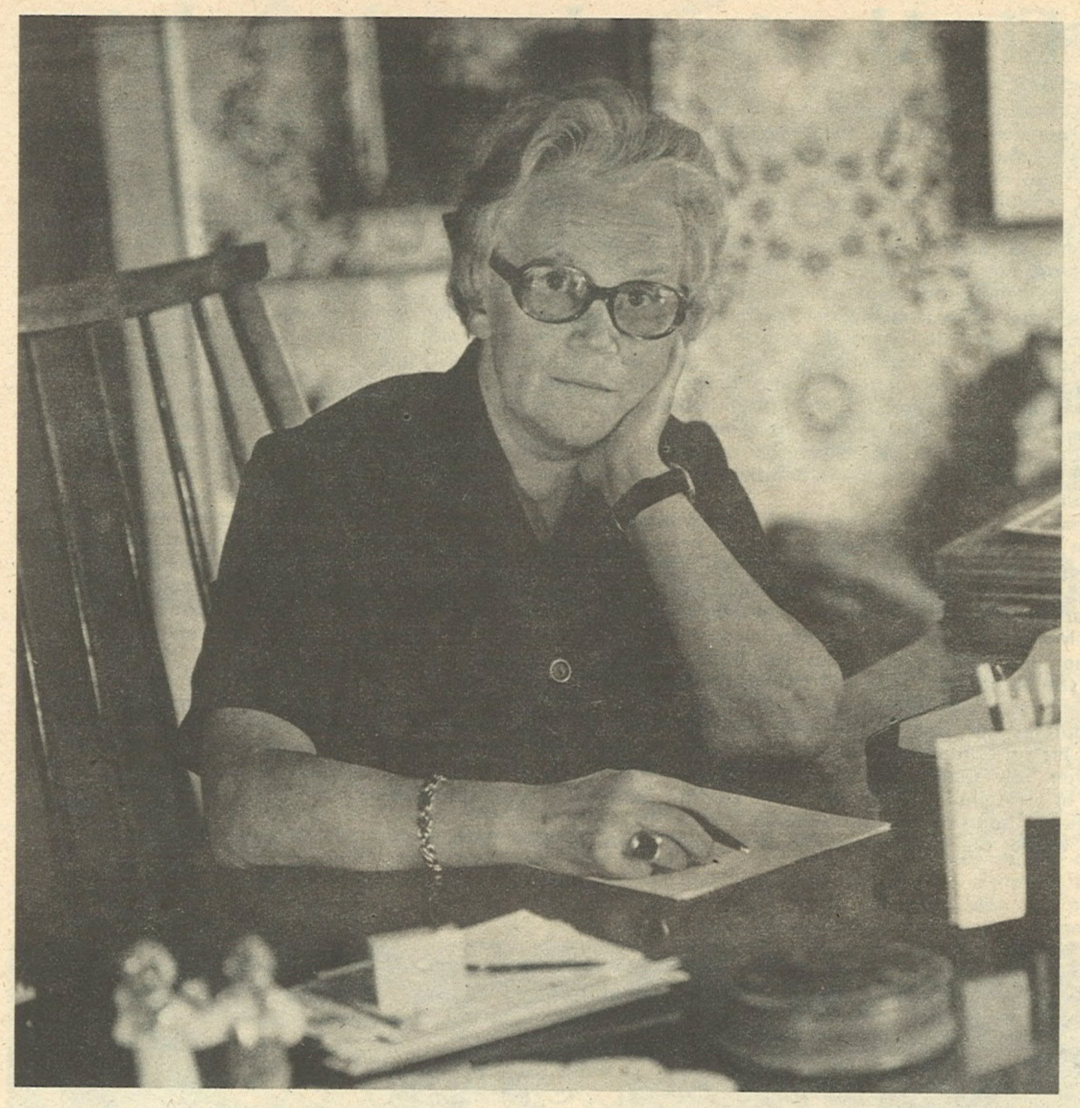
Eine Stadtgeschichte eigener Art. Besondere Geschichten und Geheimnisse rund um den Alex, erlebt von Carl und Ruth. Unbeschwerte, heitere, aber auch bedrückende Abenteuer. Erzählt wird auch vom Weihnachtsmarkt mit einem Zirkus von Liliputanern und einem Rentier mit schneeglitzerndem Geweih.

Spuk unterm Riesenrad

von Claus Ullrich Wiesner, Illustr.: Wolfgang Freitag; Kinderbuchverlag Berlin

Eine heitere Erzählung, in der drei Kinder im Kulturpark Berlin merkwürdige Dinge mit den Holzfiguren einer Geisterbahn erleben.





Edith Bergner hat Geburtstag . . .

und viele Freunde und Verwandte werden sie aus diesem Anlaß in dem kleinen Haus am Stadtrand von Halle besuchen. Neben der offiziellen, für alle sichtbaren Tafel wird noch eine zweite gedeckt sein, an der sitzt ihr, Edith Bergners Leserinnen und Leser.
Aber nein, das geht nicht, ihr seid zu viele. Stellvertreter werden am Tisch sitzen, gemeinsame Bekannte, die euch mit Edith Bergner verbinden: „Das Mädchen im roten Pullover" zum Beispiel, „Der Dackel Oskar", „Der Star im Apfelbaum", „Tosho und Tamiki" und viele andere mehr.
Ja, Edith Bergner ist Schriftstellerin, Kinderbuchautorin, spätestens jetzt wird es dem letzten von euch eingefallen sein. Ich weiß doch wie das ist: Auch ich kannte als Junge nur die Titel der Kinderbücher und habe es erst mit den Jahren gelernt, mir die Namen der Autoren zu merken.
Als ich so alt war wie ihr – und das ist fast dreißig Jahre her – da las ich „Die Geburtstagspuppen", „Vom Jochen, der nicht aufräumen wollte", „Kasperle im Kinderhaus" – alles Bücher von Edith Bergner – und sechzehn Jahre später hatte ich das Glück, Edith persönlich kennenzulernen. Und wenn es jetzt einige Geschichten für Kinder gibt, die von mir geschrieben wurden, trägt sie die „Schuld", denn Edith Bergner ist nicht nur eine großartige Schriftstellerin, sie hat auch vielen jüngeren Autoren geholfen, hat ihnen Mut gemacht, Bücher für Kinder zu schreiben.
Edith Bergner wird siebzig. Ein runder Geburtstag also, einer, der groß gefeiert wird. Und ich möchte ihr in eurem Namen hier an dieser Stelle ganz herzlich gratulieren, ihr Gesundheit und ihr und uns weitere schöne Bücher aus ihrer Feder wünschen.
Edith Bergner wurde am 19. April 1917 in Pretsch bei Hohenmölsen geboren. Sie wuchs auf einem Bauernhof auf, und beinahe wäre sie eine Bäuerin geworden. Doch Krieg und Nachkriegszeit veränderten auch ihr Leben. Sie arbeitete als Krankenpflegerin, als Laborassistentin und als Reporterin. Nebenher schrieb sie erste literarische Texte. Seit 1953 lebt sie in Halle als freischaffende Schriftstellerin. Das heißt nun nicht, daß sie seitdem in ihrem Haus sitzt und „nur" dichtet. Diese völlig falsche Vorstellung von der Arbeit der Schriftsteller trifft für Edith Bergner am allerwenigsten zu. Sie war und ist immer dort zu finden, wo ihre Klugheit und menschliche Wärme gefragt sind. Sie hat eine Menge geleistet, alles aufzuzählen, fehlt hier der Platz. Ich möchte euch nur einige Beispiele nennen. Sie war eine der Mitbegründerinnen der „Zirkel schreibender Arbeiter". Schon über dreißig Jahre übt sie wichtige Funktionen im Schriftstellerverband aus. Sie war Mitglied des Friedensrates, war Mitbegründerin der „Tage der Kinder- und Jugendliteratur", Förderin junger Autoren. Natürlich ist sie vielfach geehrt worden. Sie hat aber auch studiert, um noch besser für Kinder schreiben zu können, hat Literaturzirkel geleitet und sich immer wieder mit Kindern beschäftigt. Sie ist zu ihnen hingegangen, oder sie hat sie freundlich empfangen, wenn sie in Freude, aber auch mit Kummer zu ihr kamen . . .
Und scheinbar „nebenbei" entstand in all den Jahren ein Kinderbuch nach dem anderen – doch mir könnt ihr es ruhig glauben: Kinderbücher entstehen nicht einfach „nebenbei"; sie zu schreiben ist schwere Arbeit, auch wenn sie scheinbar so leicht und fröhlich daherkommen wie „Der Dackel Oskar"!
Es gibt Themen, da bedarf es großer künsterischer Meisterschaft, wenn man sie bewältigen will. Das sind meist die ganz „großen" Themen, solche, die die ganze Menschheit bewegen. Sich ihnen zu stellen, ist eine wichtige Aufgabe der Schriftsteller unserer Zeit.
Auch Edith Bergner hat ihre Stimme erhoben. Schon 1970 erschien ihr Kinderbuch „Tosho und Tamiki". Es erzählt von zwei Kindern, die in Japan den Abwurf der ersten Atombombe miterleben mußten.
Dem Schreiben dieses Buches war jahrelanges Quellenstudium vorangegangen, das heißt, Edith Bergner hat viele, viele Stunden dazu verwendet, möglichst viel von Japan, seinen Menschen und von den Sitten und Gebräuchen dort zu erfahren. Denn was nützt die beste Absicht, wenn die sogenannten „Kleinigkeiten" nicht stimmen? Das Buch würde unglaubwürdig. Das wußte auch Edith Bergner, und die Arbeit hat sich gelohnt: Heute zählt „Tosho und Tamiki" zu den besten und wichtigsten Werken der Kinderliteratur in der DDR!
Übrigens hatte die intensive Beschäftigung mit der japanischen Kultur für Edith Bergner Folgen, die sie vielleicht am Anfang ihrer Arbeit an „Tosho und Tamiki" selbst nicht voraussah: Diese ferne Welt war für sie so spannend, daß sie sich dazu entschloß, euch noch mehr von ihr zu erzählen. Mit „Onkel Shiga" könnt ihr durch Japan reisen, und es entstand ein Bilderbuch, es heißt „Riki und Rumi". Aber die Hauptsache habe ich euch noch gar nicht erzählt. Edith Bergner stieß bei ihrer Beschäftigung mit der japanischen Kultur auf einen tausend Jahre alten Schatz, von dem sie so begeistert war, daß sie sich dazu entschloß, Teile davon für euch zu heben. Etwa vier Jahre lang beschäftigte sie sich dazu mit japanischen Kindern, deren Eltern in Leipzig arbeiteten. Und die Kinder erzählten ihr Märchen. Das ist der Schatz, von dem ich sprach. Edith Bergner schrieb die Märchen auf, erforschte ihre Quellen, ergänzte sie entsprechend alter Schriften und erzählte sie für euch neu. Demnächst werden sie im Kinderbuchverlag Berlin erscheinen.
Ja, was soll ich euch noch von Edith Bergner erzählen? Es gäbe so viel, was wichtig wäre. Und dabei kann ich gar nicht mehr berichten als das, was sowieso in ihren Büchern steht: Daß sie Kinder sehr gern hat, sie begreift und mithelfen will, daß Kinder und Erwachsene sich gut verstehen. Daß sie sich über unsere Welt freut, sich aber auch um sie sorgt, und daß sie sich überall dort einmischt, wo sie meint es sei notwendig.
Liebe Edith Bergner, ich möchte Dir nochmals im Namen aller „Frösi"-Leser zum Geburtstag alles Liebe und Gute wünschen.

KONRAD POTTHOFF

Foto: Edith Rimkus-Beseler

Wer macht die Eier rund?

„Frösi" zu Gast im Osterhasenstützpunkt

Diese Frage eines „Frösi"-Kollegen angesichts eines Prachtexemplares von Pappei weckte in uns allen die Neugier. „Frösi" beschloß spontan, sich unverzüglich in die Höhle des Löwen, sprich: Osterhasen, zu begeben. Die befindet sich, man lese und staune, im erzgebirgischen Städtchen Ehrenfriedersdorf, direkt am Markt. Denn, liebe „Frösi"-Leser, der Osterhase ist weder Mecklenburger noch Berliner, weder Hallenser noch Thüringer. Er ist ein waschechter Erzgebirgler bis auf den Pelz – jedenfalls jener, der uns die bunten Pappostereier legt.
Offiziell heißt sein erzgebirgisches Hasennest VEB Verpackungsmittelwerke Ehrenfriedersdorf. Das ist natürlich bloß Tarnung. Denn welcher Osterhase kann es sich schon leisten, seine Adresse öffentlich bekanntzugeben, ohne daß ihm Eltern und Kinder das Nest einrennen?
Außerdem haben gerade die ihm mit ihren Wünschen eine Legeleistung aufgebrummt, die selbst der emsigste Osterhase nicht mehr allein bewältigen kann. Und so hat der Hase eben seine Leute.
Das sind zweihundert zweibeinige, freundliche, fleißige Kollegen „Hilfshasen", die dafür sorgen, daß pro Tag 20 000 Pappeier das Werk verlassen.
Da hier nun ohne Eierei im Verlauf eines Jahres fast sieben Millionen der begehrten Eier produziert werden und es weit und breit keine wirkliche Hasenkonkurrenz gibt, können wir mit Respekt vermerken, daß Ehrenfriedersdorf der Osterhasenstützpunkt ist! Ein Teil der Hasenprodukte erfeut auch die Kinder in Schweden, in der Schweiz, in Frankreich, Ungarn, Dänemark, den Niederlanden, ja, in Amerika, Kanada und neuerdings sogar in Australien.
Erfunden wurde das Verpackungsmittel Papposterei, in dem sich so bequem kleine Überraschungen zum Osterfest verstecken lassen, in der Heimat der Räuchermännchen, Nußknacker, Neckbälle und Schultüten, um nur einige erzgebirgische Spezialitäten zu nennen. Freilich, wann und wo hier das erste Pappei genau gelegt wurde – das wissen die Hasen! Überlieferungen zufolge purzeln seit Beginn unseres Jahrhunderts in und um Ehrenfriedersdorf die Pappostereier. Zunächst allerdings nur für den dicken Geldbeutel. Die Kinder wohlhabender Eltern schlossen Jahrzehnte früher Bekanntschaft mit den beiden bedruckten Eihälften, die das süße Ostergeheimnis bergen. Was auch hätten die armen Leute ihren Kindern in die teuren Pappeier stecken sollen, wo es in vielen Familien ohnehin kaum zum Leben reichte?
Das alles können wir uns heute nur schwer vorstellen, wenn wir auf unserer Osterpirsch ein, zwei oder sogar noch mehr gefüllte Eier aus dem Ehrenfriedersdorfer Hasennest finden. Hergestellt werden sie in 6 Größen von 9 cm bis 35 cm Längsdurchmesser. Der Osterhase legte sie als lustige Bildeier mit den beliebten Häschen-, Küken-, Schäfchen-Motiven und als attraktive, glänzende Knittereier mit farbigem, geknautschtem Alu-Bezug. Auf Wunsch legt sie der Hase auch mit Rosette.
Mit der Zeit hat er sogar noch einen Zahn zugelegt und produziert zusätzlich Halbeierkörbchen und Ostereier mit Klarsichtdeckel für alle, die 's gern sofort wissen wollen.
„Frösi" indes wollte natürlich auch etwas wissen. Nämlich, wie das so ist, wenn man jeden Tag von früh bis spät Ostern um die Ohren hat.
Aber die Kollegen „Hilfshasen" winkten gelassen ab. Gewohnheitssache.
„Frösi" genoß die vorösterliche Stimmung und steckte die Nase in alle Eierangelegenheiten. Zum Beispiel in die Kaschiererei. Hier beginnt das Ei. Noch ist es ein plattes, auf große, glänzende Bögen gedrucktes Oval. Kartonage muß her, um dem Ei und seinen Geschwistern mittels Leim das „Rückrat" zu stärken. Schließlich will man ja ein stabiles Pappei und kein windiges Papierei werden, nicht wahr? Zwei Tage Ruhezeit brauchen Druckbogen und Pappverstärkung, um sich haltbar miteinander zu verbinden. Dann geht es, sorgfältig eingeseift, um nicht beim Formen zu platzen, in die Prägerei. Hier nun beantwortet sich die Frage, wer wohl die Eier rund, pardon, natürlich oval macht, mit 20 bis 100 Tonnen Druck! Hoher Kraftaufwand verschieden großer Pressen ist nötig, um die inzwischen ausgestanzten Eihälften zu den bekannten Halbeiformen auszuwölben. Die moderne Technik nimmt dem Osterhasen ganz schön viel Arbeit ab. Nicht einmal mehr ausputzen muß er die Eier persönlich. „Frösi" jedenfalls hat keinen Hasen in der Fertigung getroffen. Dort erhält die fröhliche Eierflut den letzten Schliff. Zum Beispiel eine hübsche Borte und vor allen Dingen einen Papp„hals", der zwei Eihälften zusammenhält, bevor es ans Verpacken geht.
Ein Besuch im Musterbüro verriet uns, daß die Ehrenfriedersdorfer jährlich sechs neue Motive auf den Markt bringen. Fast immer sind es Szenen aus dem Osterleben. Blumenmuster, Volkskunst- und andere Motive werden zur Enttäuschung der Hersteller von den Kunden nicht angenommen. Hase, Schaf und Huhn haben eben keine Konkurrenz. Auch wenn's zum Eierlegen ist!
Abschließend, bei einer Tasse Kaffee, erfuhr „Frösi" noch Kurioses. Da versehen zum Beispiel die Ehrenfriedersdorfer die Eier für Belgien und Dänemark mit kleinen Henkelchen, weil es in diesen Ländern üblich ist, die Eier an den Osterbaum zu hängen. Italien gar treibt es auf die Spitze und wünscht die Motive auf den Kopf gestellt. Aber der Osterhase ist ja geduldig und bedruckt die Eier für kleine Italiener seitenverkehrt. Wünsche aus Australien nach Pappostereiern mit Känguruhaufdruck sind allerdings noch nicht bekannt.
Als „Frösi", hieb- und stichfest eierkundig geworden, das Ehrenfriedersdorfer Hasennest wieder verlassen wollte, glaubte es seinen Augen nicht zu trauen. Auf den Gängen entdeckte es Hunderte fabelhaft bunte, glitzernde – Adventskalender!
Und da wußten wir endlich, wie das ist, wenn Ostern und Weihnachten auf einen Tag fallen. Ei, ei!

CHRISTAMARIA FIEDLER

Zeichnungen: Jana Ruika

OSTERMORGEN

Es ist Ostermorgen. Die Wiese ist leer.
Auch im Busch, hinterm Haus, keine Eier...
Ich sause zur Fichte. Doch ohne Erfolg.
Hat der Hase verschlafen? Au weia!

Da seh ich IHN kommen. Schnell hinters Gebüsch!
Könnte sein, daß er sonst flugs verschwindet
und nichts hinterläßt und auch nicht überlegt,
wie die Eier man nicht so leicht findet.

Nun geht er ans Werk! Sucht Versteck um Versteck.
Ist gewitzt, dieser Bursche, als Hase!
Legt ins Meisenhaus listig sein größtes Ei
mir tatsächlich direkt vor die Nase.

Ist das spannend! Ich reck mich. Da macht es: Knack!
Ach, wie blöd, doch nun ist es geschehen;
er hoppelt davon und ich habe noch nie
meinen Vater so flitzen gesehen!

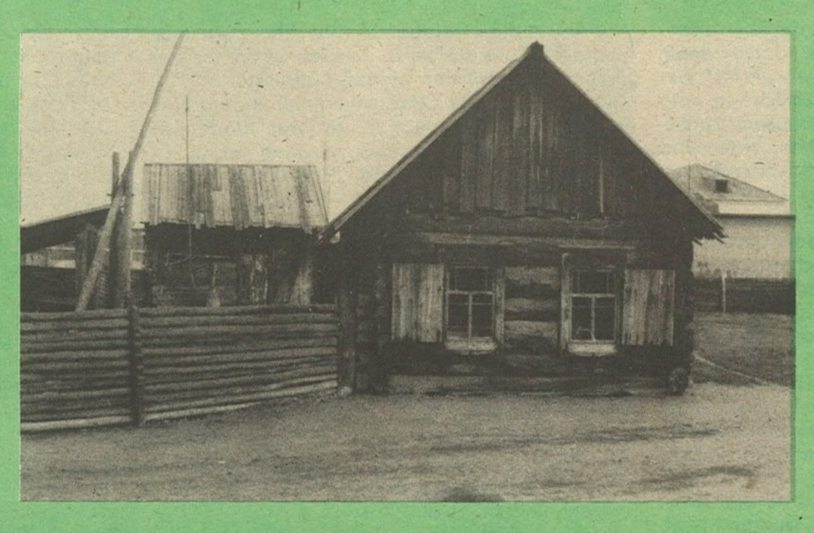
CHRISTAMARIA FIEDER



Sergej zähmte

Reisenotizen aus dem Verbannungsort Lenins und von einem Besuch im größten Wasserkraftwerk Sibiriens

Es ist ein sibirischer Wintertag, wie ich ihn mir immer vorgestellt hatte: Aus den festgefügten, schneebedeckten Holzhäusern steigt Rauch auf, die Bäume tragen eine zentimeterdicke Reifschicht, der Himmel ist von kräftigem Blau und die Sonne darin gleicht einer eisigen Scheibe.
Der Frost kneift die Wangen, und der Schnee knirscht bei jedem Schritt unter unseren Stiefeln.
Ein Wintertag in Schuschenskoje, jenem Ort, in dem einst Wladimir Iljitsch Lenin drei Jahre in der Verbannung leben mußte. Man schrieb das Jahr 1897, Lenin war 27 Jahre alt, und bis zur Großen Sozialistischen Oktoberrevolution sollten noch 20 Jahre vergehen.



Auf den Spuren der Vergangenheit

Neunzig Jahre später betreten wir dieses Haus über eine kleine hölzerne Treppe. Mein Begleiter stößt sich den Kopf am Türrahmen. Man muß sich beugen, um den Raum zu betreten. Im Haus ist es behaglich warm, was den Eindruck erweckt, als sei es bewohnt und der Besitzer nur einmal kurz hinausgegangen, um ein paar notwendige Besorgungen zu machen. „Elektrische Heizung", errät die beflissene Museumsführerin unsere Gedanken. Natürlich, die Zeit ist nicht stehengeblieben, auch wenn man auf Schritt und Tritt an die Vergangenheit erinnert wird: karg, doch zweckmäßig ist die Einrichtung des Raumes, in dem Lenin lebte und arbeitete, ein Tisch mit drei Stühlen zwischen den beiden kleinen Fenstern, die Petroleumlampe darauf, das Bett, gleich links vor der Tür, rechts an der Wand das Bücherregal, das Lenin für seine Arbeit so ungeheuer wichtig war. Eine Tür führt nach rechts in ein zweites Zimmer. Hier, so erfahren wir, lebte Lenins spätere Frau Nadeshda Krupskaja mit ihrer Mutter. Da die Wohnung für drei zu klein war, zog man nach einigen Monaten in das nur wenige hundert Meter entfernte Haus der Witwe Petrowa.
Beim Weg durch das Dorf, das originalgetreu wiederaufgebaut wurde, gehen wir den Weg, den einst Lenin ging, wenn er sich zweimal täglich in der Bürgermeisterei melden mußte. Wir werfen einen Blick in die Amtsstube und betrachten – mit einigem Unbehagen – die einstigen Zellen des Dorfgefängnisses. Auch heute noch empfängt der Dorfladen seine „Kunden": in den Regalen finden sich Stoffballen und Gewürze und viele Dinge, die man für den Haushalt brauchte.
Geht man ein paar Schritte aus dem Dorf, in dem Lenin lebte, ist man in einer modernen Stadt mit mehrstökkigen Wohnhäusern, einem Flußbahnhof, einem Milchkombinat, mit Schulen und einem Kulturpalast.
Lenins Träume reiften auch in seinem einstigen Verbannungsort. Und sie reiften wie überall im Lande auf beeindruckende Weise auch rund 100 Kilometer flußaufwärts am Jenissej: Hier entstand in den letzten Jahren das größte Wasserkraftwerk Sibiriens. Ein Riese aus Beton und Stahl, der im Sajan-Gebirge die wilden Wasser des Jenissej staut, bewies ein weiteres Mal die Lebenskraft der berühmten Leninschen Formel: Kommunismus – das ist Sowjetmacht plus Elektrifizierung des ganzen Landes. Seit 1978 (in diesem Jahr ging die erste von insgesamt zehn Turbinen ans Netz) erzeugte das Wasserkraftwerk bereits rund 50 Milliarden Kilowattstunden Elektroenergie.
Der Name des Kraftwerksriesen: Sajan-Schuschenskoje. Für den ersten Teil des Namens stand das gleichnamige Gebirge links und rechts des Jenissej Pate. Die Nennung des Verbannungsortes Schuschenskoje wollen die Kraftwerkserbauer als Würdigung Lenins verstanden wissen.

Der Riese im Tal des Sajan

Als wir die betonierte Straße zur Staumauer des Kraftwerksriesen hinauffahren, versperrt uns ein dichter Flockenwirbel fast völlig die Sicht. Auch als die Schneeschauer nachlassen, bleibt die Staumauer zwischen den aufragenden, bewaldeten Hän-



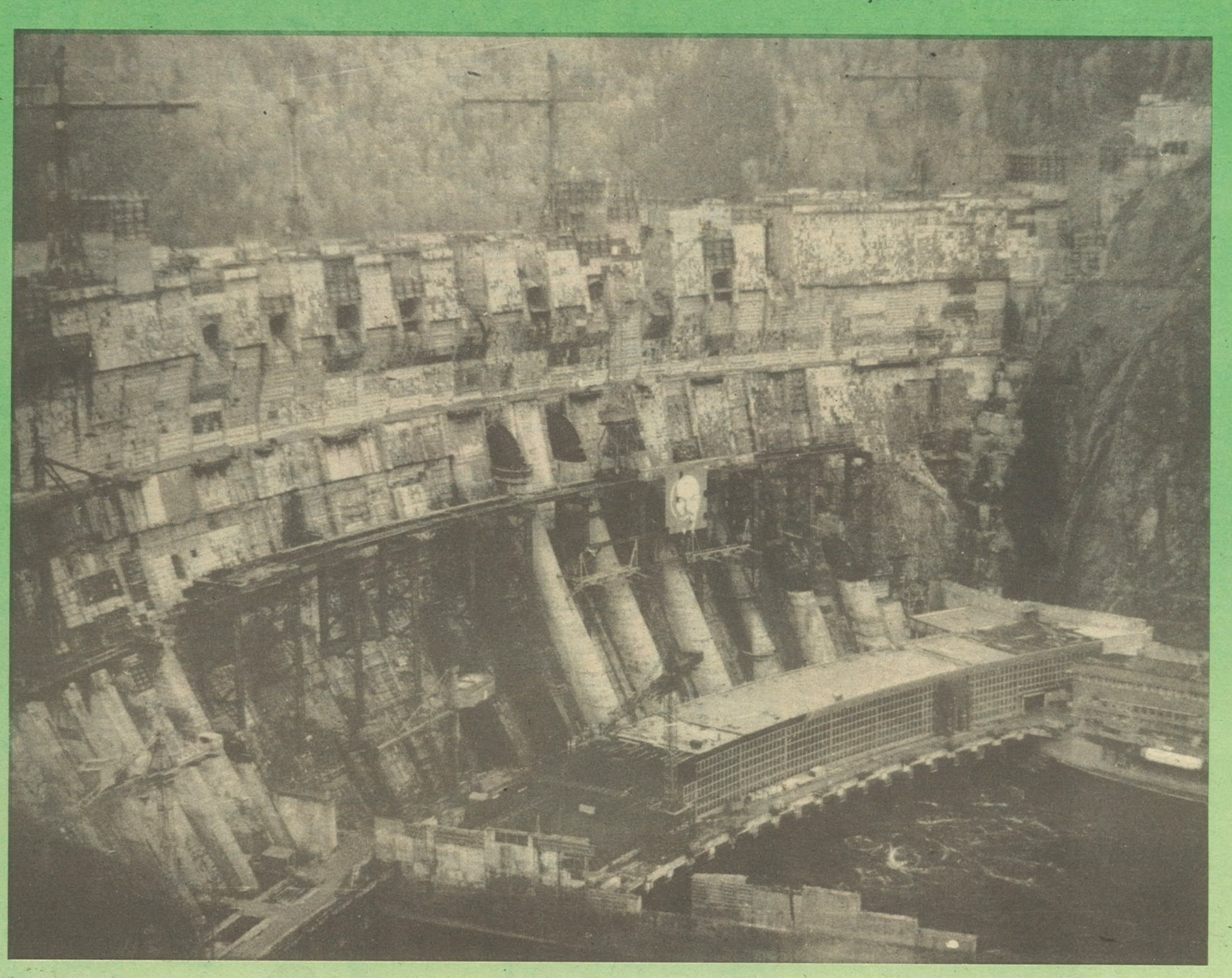
Sergej Kolenkow und Fliegerkosmonaut Beregowoi im Jahre 1975. Sie zerschnitten das rote Band, das die Abriegelung des Jenissej symbolisierte.
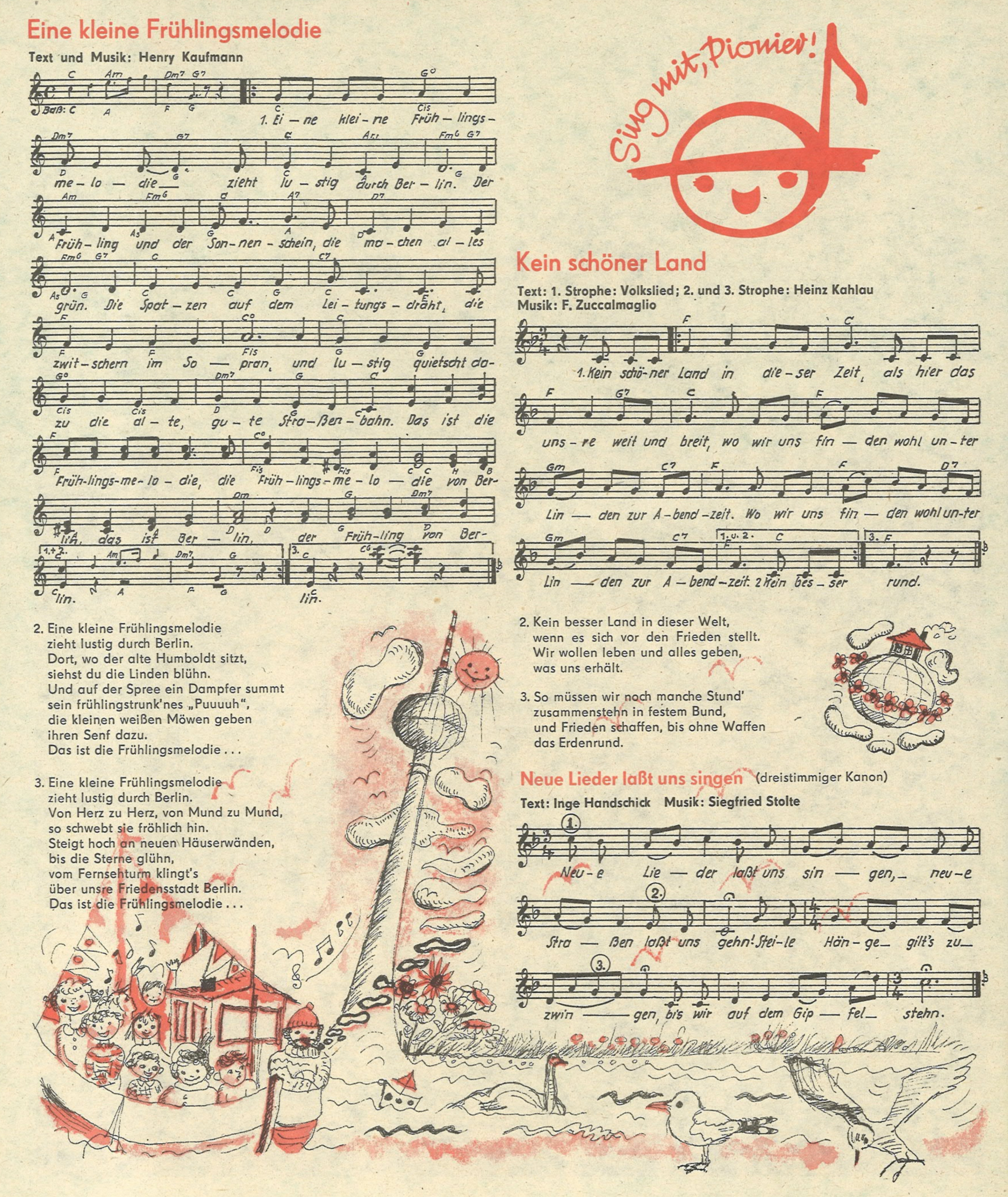
den Jenissej

gen des Sajan-Gebirges in Dunst gehüllt.
Auf der 245 Meter hohen und mehr als einen Kilometer langen Mauer weht ein eisiger Wind. Sergej Kolenkow, ein 42jähriger Kraftwerksbauer, lächelt nachsichtig, als wir uns fröstelnd den Mantelkragen hochschlagen. Er ist als „echter Sibiriak" längst an die Wetterkapriolen in dieser Region gewöhnt. Schließlich, so sagt er, sei er nur ein „paar hundert Kilometer von hier entfernt", in einer Siedlung des Gebietes Kemerowo zur Welt gekommen.
Und Staumauer und Kraftwerk? Sie sind längst zu einem Teil seines Lebens geworden. Er war dabei, als der Jenissej hier vor mehr als zehn Jahren gezähmt wurde. Mit jungenhaftem Lächeln erinnert er sich an jenen großen Augenblick im Jahre 1975. Als „Bezwinger des Jenissej", so stand es auch auf der Schärpe, die sie stolz trugen, stoppten sie in einer einmaligen Aktion den Lauf des „Großen Wassers". Generationen von Sibiriern hatten den Fluß nur bei diesem Namen genannt. Mit einer Handbewegung ins Tal zeigend, steht ihm noch heute der denkwürdige Moment vor Augen, da er und seine Kollegen mit Kippern und Bulldozern die letzte Lücke schlossen und damit die Abriegelung des Flusses vollendeten.
Die folgenden Jahre, so bekennt Sergej freimütig, stellten ihn und seine Betonbauer-Brigade vor manch harte Bewährungsprobe. Nicht immer lief alles glatt. Die Staumauer „schluckte" Millionen Tonnen Beton. Und jeder Meter, den der Damm aus dem Tal emporwuchs, kostete Anstrengungen. Mancher, der das „Abenteuer Sibirien" suchte und harte, entbehrungsreiche Arbeit fand, bewährte sich nicht. Doch das waren nur wenige. Die meisten blieben. Sie können heute wie Sergej mit Stolz sagen: „Wir haben es geschafft!"
Alle zehn Turbinen sind am Netz und liefern ihren so dringend benötigten Strom an große Industriezentren der Region Krasnojarsk, so für ein Aluminiumkombinat in Sajanogorsk, die Waggonwerke in Abakan und für ein Dutzend Elektrobetriebe in Minussinsk.
Wie sieht nach der Fertigstellung des Riesen am Sajan die Zukunft des Kraftwerkserbauers Kolenkow aus? Der Brigadier, Träger des Leninordens, schiebt die Schapka auf seinem Kopf spielerisch hin und her. „Am Jenissej entsteht eine ganze Kaskade von Kraftwerken. Dies ist also noch nicht das letzte ..." Er lächelt vielsagend und verabschiedet sich mit einem kräftigen Handschlag von uns.
Es ist also durchaus denkbar, daß eben in diesem Augenblick, da ihr diese Zeilen lest, Sergej Kolenkow seine Koffer packt und zu neuen Ufern des Jenissej aufbricht.
Kommunismus – das ist Sowjetmacht plus Elektrifizierung des ganzen Landes, schrieb Lenin. Für den Kommunisten und Sibiriak Sergej Kolenkow ist dies ein vertrauter Satz, ja, mehr noch, er bestimmt maßgeblich sein Leben.

GERALD HUBNER

Fotos: Joachim Riedel





Eine kleine Frühlingsmelodie

Text und Musik: Henry Kaufmann

2. Eine kleine Frühlingsmelodie
zieht lustig durch Berlin.
Dort, wo der alte Humboldt sitzt,
siehst du die Linden blühn.
Und auf der Spree ein Dampfer summt
sein frühlingstrunk'nes „Puuuuh",
die kleinen weißen Möwen geben
ihren Senf dazu.
Das ist die Frühlingsmelodie ...

3. Eine kleine Frühlingsmelodie
zieht lustig durch Berlin.
Von Herz zu Herz, von Mund zu Mund,
so schwebt sie fröhlich hin.
Steigt hoch an neuen Häuserwänden,
bis die Sterne glühn,
vom Fernsehturm klingt's
über unsre Friedensstadt Berlin.
Das ist die Frühlingsmelodie ...

Kein schöner Land

Text: 1. Strophe: Volkslied; 2. und 3. Strophe: Heinz Kahlau
Musik: F. Zuccalmaglio

2. Kein besser Land in dieser Welt,
wenn es sich vor den Frieden stellt.
Wir wollen leben und alles geben,
was uns erhält.

3. So müssen wir noch manche Stund'
zusammenstehn in festem Bund,
und Frieden schaffen, bis ohne Waffen
das Erdenrund.

Neue Lieder laßt uns singen (dreistimmiger Kanon)

Text: Inge Handschick Musik: Siegfried Stolte

Zeichnung: Friedrun Weißbarth

ELEFANTASTISCH

„Überlegt, wie Ihr beim Lernen, in der gesellschaftlich-nützlichen Tätigkeit und durch Gestaltung eines abwechslungsreichen Pionierlebens selbst einen Beitrag zur Verwirklichung der Beschlüsse des Parteitages leisten könnt!" – so steht es im Pionierauftrag. Die „Großfahndung – Millionen für die Republik" kann dabei helfen. Und Emmy macht wie immer mit! Sekundärrohstoffe sorgen nicht nur dafür, wertvolle Rohstoffe einzusparen, sie senken auch den Energieverbrauch und entlasten die Umwelt. Emmy wird euch demnächst erklären, wie das alles funktioniert. Nur soviel sei heute schon verraten: Jedes Kilogramm Altpapier, jede leere Flasche und jedes Kilogramm Schrott bringen vielfachen Nutzen für unsere Volkswirtschaft. Und das ist der springende Punkt!

Zeichnung: Horst Alisch



Start zum Endlauf in Berlin!

Starttermin: Frühjahrsferien 1987. Die besten Einzel- und Gruppensammler werden eingeladen. Die Teilnahmemeldung ist nur mit einem Sammelschein möglich!

Ich/Wir bewerben uns um die Starterlaubnis zum Abschluß der Emmy-Rallye in Berlin mit folgendem Sammlerergebnis:

.... kg Altpapier

.... kg Schrott

.... Stück Flaschen/Gläser

.... kg Thermoplastabfälle

Bestätigung der Annahmestelle oder des Pionierleiters

Fussel

Tapetenwechsel

Text: Prof. Dr. Jürgen Polzin
Zeichnungen: Rainer Schwalme

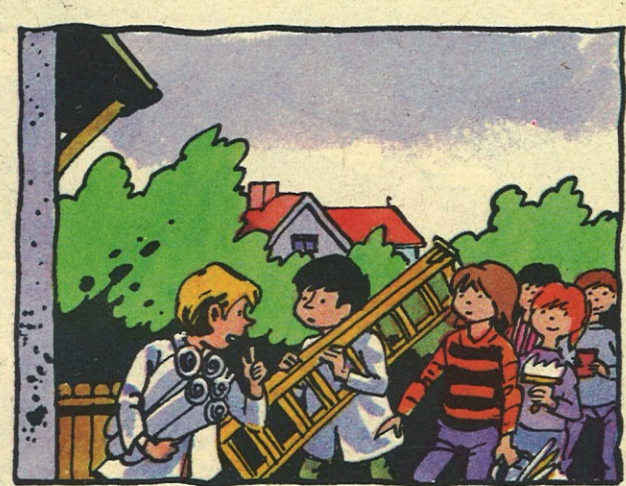


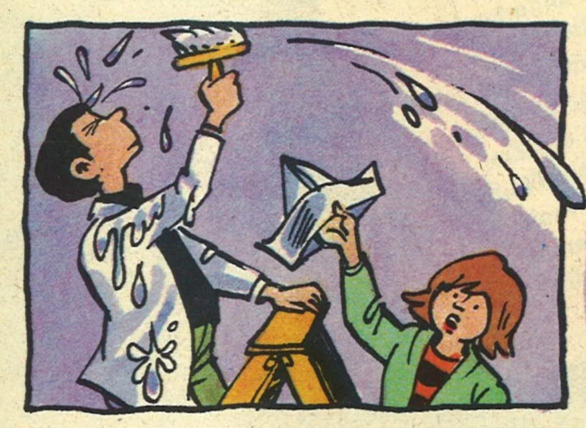
1. „Was gibt es denn, Matti?" „Oma Plauschke fährt übers Wochenende zu ihrer Schwester. Der Melker Herr Mathey bringt sie hin." „Na, und?" „Da können wir doch ihre Stube tapezieren, die hat's nötig." „Gute Idee, Matti!"



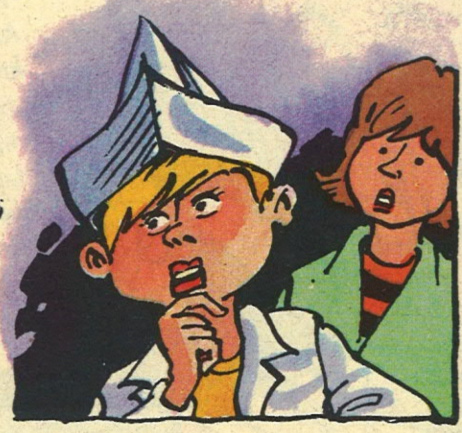
2. „Kinder, ich fahre heute Automobil, ist das eine Freude! Ich mag es, wenn am Autofenster die Bäume und Häuser vorbeiflitzen. Schieben Sie den Rollstuhl in den Schuppen, Schwester Erna und legen Sie den Hausschlüssel unter den Abtreter!" „Wird gemacht, Oma Plauschke und gute Fahrt!"

3. „Leise, damit die Nachbarn nichts merken. Außerdem müssen wir sorgfältig darauf achten, daß wir nicht etwa durch Farbspuren unsere Anwesenheit verraten." „Ob Knorke und die anderen die Stube ausgeräumt haben?" „Sie haben mir gemeldet, der Auftrag sei erledigt." „Na, dann kann es ja losgehen."





4. „Mann, Budde, du sollst die Decke weißen und nicht deinen Kopf!" „Ich komme mir vor wie unterm Taubenschlag. Dauernd kleckert mir was auf die Bonje." „Hier, nimm den Helm, du Malermeister, damit du nicht wie ein weißes Gespenst aussiehst." „Danke, Thea."



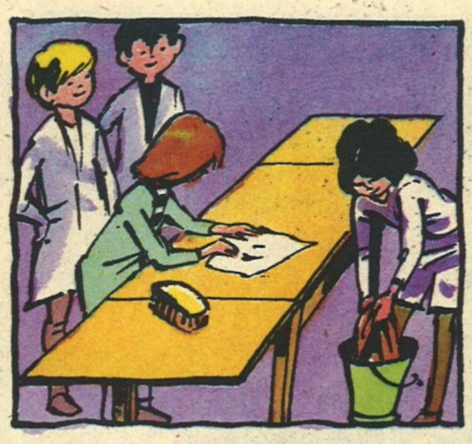
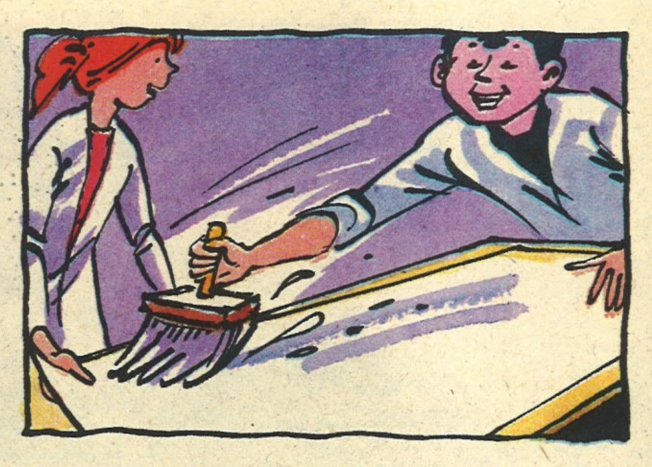
5. „Uns fehlt eine Tapezierplatte, Leute, auf der wir die Tapete mit Leim einstreichen können." „Woher nehmen?" „Weiß ich auch nicht." „Und wenn wir den Leim auf die Wand streichen?" „Probieren wir's."



6. „Vorsichtig, Thea, sonst reißt die Tapete und dann können wir noch einmal von vorne anfangen!" „Ich gebe mir die größte Mühe, aber sie hält nicht an der Wand!" „Jetzt klatscht sie runter. So wird das nichts, Fussel. Hihi, ein richtiger Tapetensalat."



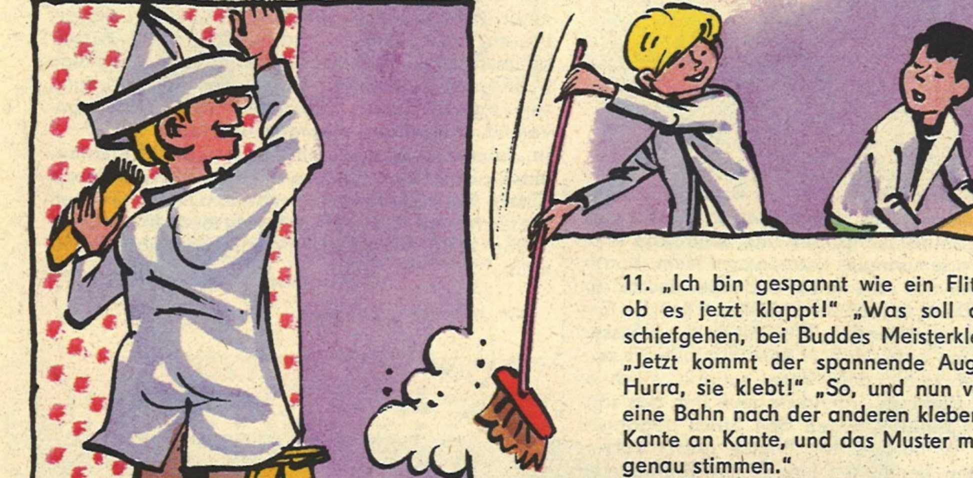
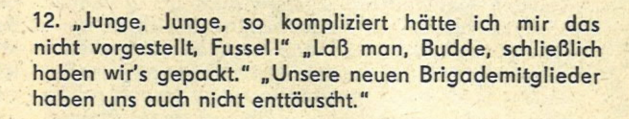
7. „Hilfe, wo bin ich? Ich kann nichts sehen!" „I-i-i, ich klebe überall fest!" „Ruhig, Kinder, gleich haben wir das!" „Komm, Budde, vielleicht finden wir in Oma Plauschkes Schuppen einen Tisch. Auf keinen Fall können wir so weiter murksen. Das dauert ja eine Ewigkeit, bis wir fertig werden, und es soll doch alles ordentlich sein."

8. „He, Irene, Thea! Wo wollt ihr denn hin?" „Überall Spinnweben, das ist ja zum Graulen!" „Na, dann haut ab. Fussel und ich suchen allein. Aber bleibt in der Nähe. Wenn wir etwas gefunden haben, rufen wir euch."

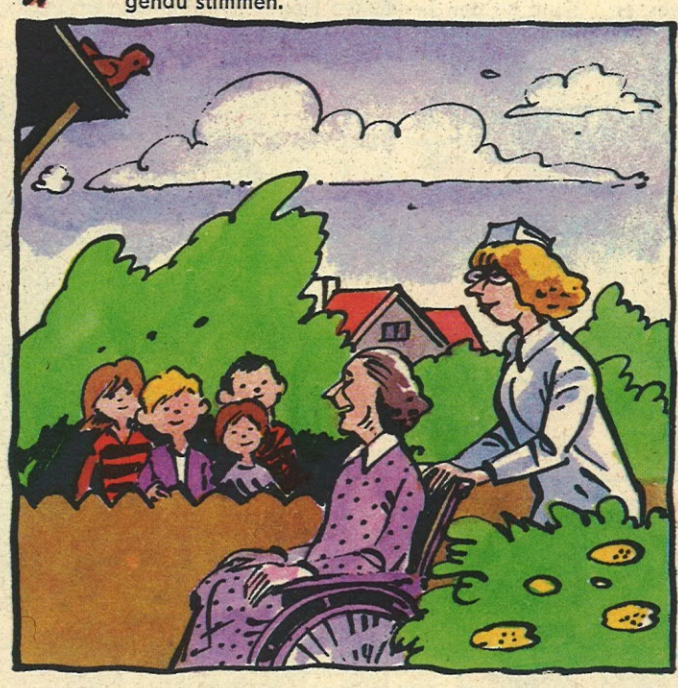
9. „Ist das ein Prachtstück?! Da können wir die Tapete richtig einstreichen. Wenn ihr uns Männer nicht hättet!" „Komm zu dir, Budde, wenn wir ihn nicht säubern würden, dann. . . ." „Wir wissen eure Hilfe zu schätzen."

10. „Jetzt flutscht es, Leute. Seht mal, wie ich die Sache im Griff habe. Lecker, lecker!" „Aua, meine Finger brauchst du nicht mit Leim zu bekleckern!" „Entschuldige, Peggy, war nur ein Ausrutscher!"

11. „Ich bin gespannt wie ein Flitzbogen, ob es jetzt klappt!" „Was soll da noch schiefgehen, bei Buddes Meisterkleckerei!" „Jetzt kommt der spannende Augenblick: Hurra, sie klebt!" „So, und nun vorsichtig eine Bahn nach der anderen kleben. Schön Kante an Kante, und das Muster muß auch genau stimmen."

12. „Junge, Junge, so kompliziert hätte ich mir das nicht vorgestellt, Fussel!" „Laß man, Budde, schließlich haben wir's gepackt." „Unsere neuen Brigademitglieder haben uns auch nicht enttäuscht."




13. „Kinder, waren das schöne Tage und dann noch die Autofahrt! Ein wirklich tolles Gefühl, so dahinzuflitzen und die Landschaft zu genießen. Herr Mathey fährt ja wirklich prima. Ich hatte überhaupt keine Angst, daß es zu schnell ist." „Nun sind Sie wieder zu Hause, Oma Plauschke." „Ehrlich gesagt, ein bißchen Heimweh hatte ich schon, und an meine Blumen habe ich auch gedacht. Hoffentlich sind sie mir nicht eingegangen!"

14. „Meine Stube glänzt ja wie neu! Wem habe ich das zu verdanken, Schwester Erna?" „Keine Ahnung, Hauptsache, es gefällt Ihnen, Oma Plauschke." „Und ob. Nun fühle ich mich noch mal so wohl zu Hause."

Fortsetzung folgt

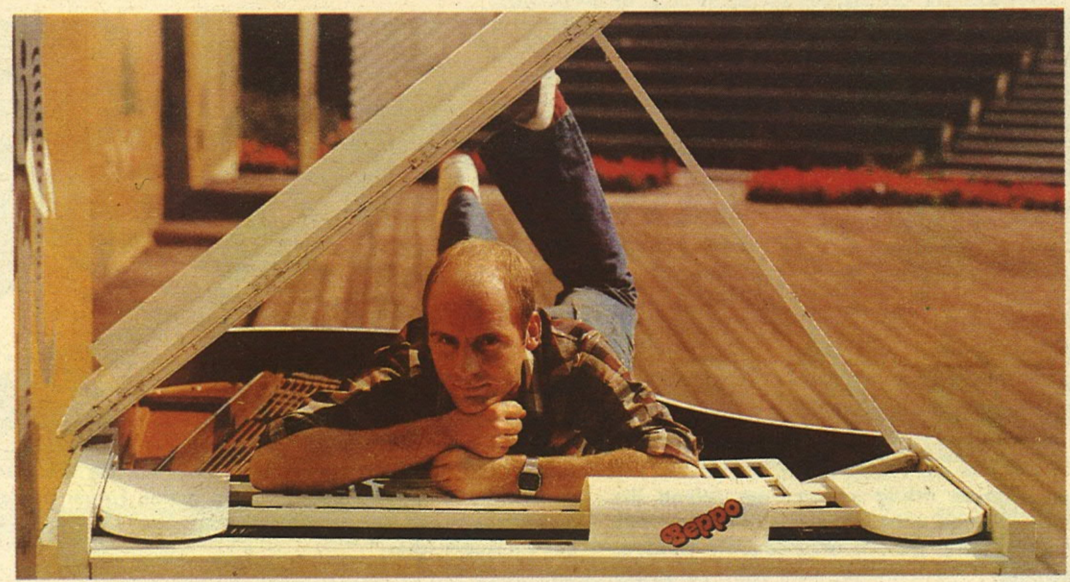


Foto: Günter Gueffroy

Gaukler mit Leib und Seele

Mit zehn Jahren erhielt dieser Junge seine Geige und entsprechenden Unterricht. Das Klavierspielen lernte er an der Musikschule und unterhielt nicht nur seine Pioniergruppe bei jeder sich bietenden Gelegenheit, sondern auch die gesamte Schule. Als junges Talent stellte er sich in Leistungsvergleichen der Pionierorganisation und des Jugendverbandes der Jury und belegte mit klassischen Stücken von Haydn, Bach und Mozart achtbare und vordere Plätze. Während seines Ehrendienstes in der Nationalen Volksarmee erhielt er Möglichkeiten, sich künstlerisch weiterzubilden, und selbst unseren Trassenbauern ist er kein Unbekannter, der Beppo Küster. Mehrmals war er mit seinen Programmen bei ihnen zu Gast.

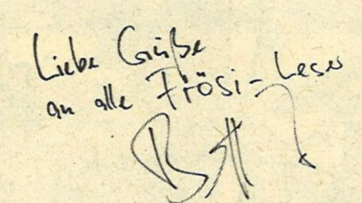
Schon als kleiner Junge, den Mund auf einem ungewöhnlich rechtem Fleck – so kannten ihn die Leute in Cottbus. Das Vorwitzige an ihm fiel auf. Höhlenlabyrinthe, Fallgruben und zahlreiche ferngelenkte Portemonnaies kamen auf sein Konto. Beppo liebte das Abenteuer und überraschte am laufenden Band mit neuen Einfällen. Für jede Gelegenheit den passenden. Wer ihn so ausgelassen erlebte, ahnte nicht, daß er sehr diszipliniert sein konnte. Mehr wohl dem Vater zuliebe, strich er die Geige. Dennoch, irgendwie muß ihm das tägliche Geigeneinerlei gegen den Strich gegangen sein, denn er hängte den Bogen später kurzerhand an den berühmten Nagel. Die Prüfung auf diesem Instrument bestand er noch, denn vorzeitig eine Sache aufgeben, ist gegen seine Natur. Was Beppo sich einmal vornimmt, hält er durch. Halbe Sachen macht er nicht. Er probierte sich immer wieder aus und staunte zuweilen nicht schlecht über sich selbst.

Hartnäckigkeit und Fleiß haben den Beppo Küster auf den Brettern stehen gelernt, die für ihn die Welt bedeuten. Darauf steht er nicht nur, sondern denkt auch aktiv nach; beispielsweise über eine Clownerie, mit der er seine Haltung als engagierter Künstler unseres Landes zum Frieden deutlich macht. Die Bühne ist sein ein und alles. Sie ist sein Leben geworden. Beppo erscheint seinem kleinen und seinem großen Publikum als der blinzelnde Gaukler, von dem er als Kind so oft geträumt hat.

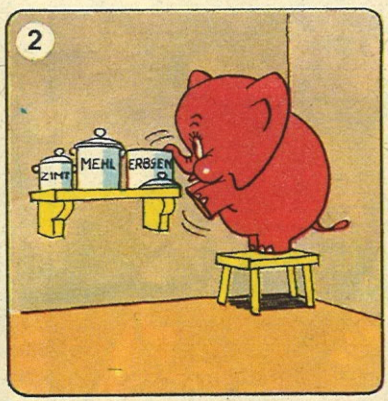
Er jedoch ist der große Spaßmacher auf der Bühne geworden. Einer, der rundum Freude bringen will, ob beim „Kessel Buntes", im „Sprungbrett", in der „Pfundgrube", bei „bong", mit eigenen Kinderprogrammen wie „Meister Ton macht die Musik" oder „Zeit zum Spaß" – einer Unterhaltungsshow für Erwachsene. Über sich und seine Programme läßt er sein Publikum urteilen. Er, der Gaukler, dem der Umgang mit dem Spaß die allergrößte Freude macht. Daran hart zu arbeiten, hat er bis heute nicht aufgegeben. So sieht man einen vielseitigen Beppo Küster, sieht ihn singen, tanzen, schauspielern, schließlich auch Purzelbaumschießen. Sein Gesicht kann sich unzählige Male verwandeln, weil Beppo vor dem Vorhang seine ganze Seele „baumeln" läßt. Dafür bekommt er Applaus, Applaus, Applaus!

In seinem Ausweis steht eigentlich Musikalhumorist, doch den Kindern ist der Gaukler Beppo Küster viel näher, weil er zaubern kann, Tauben dressiert und sie pausenlos lachen läßt. Denn davon kann schließlich niemand genug bekommen.

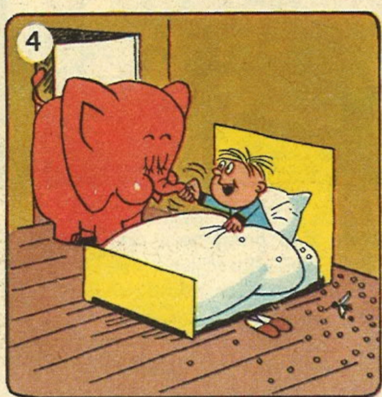
Ralf Kegel

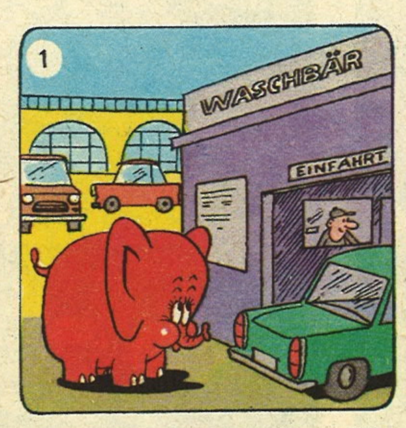


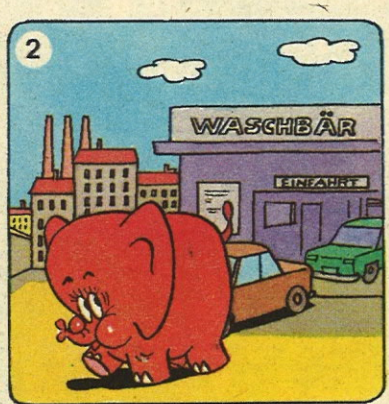




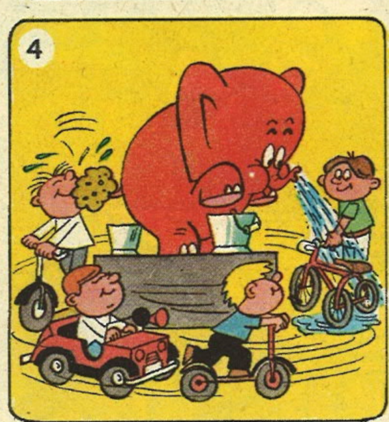












MEINE STARKE SEITE



Mir gefallen sehr eure Auslandsberichte über Griechenland, Syrien und die anderen Länder. Ich wünsche mir noch mehr davon.

René Meyer, Bad Doberan, 2560





Der Kollege Horst Schulz ist seit vier Jahren unser Verbindungsmann zur Patenbrigade im VEB Rapido Wägetechnik Oschatz. Seine Brigade unterstützt uns sehr aktiv bei der Erfüllung des Pionierauftrages. Weil er auch mit 53 Jahren sportlich und humorvoll ist, uns auf Klassenfahrten begleitet und vor allem ein Herz für Kinder hat, schätzen, achten und lieben wir ihn.

Klasse 6r, Pestalozzi-Oberschule, Oschatz, 7260

Wem möchtet ihr Dankeschön sagen und warum?

Wir haben begonnen, eine Mappe mit Berufsbildern anzulegen. So bekommen wir genaue Vorstellungen über unsere Berufswünsche. Um uns mit den unterschiedlichsten Arbeitsmöglichkeiten in unserer Wohngegend vertraut zu machen, besuchten wir unsere Patenbrigade im VEB Vereinigte Steinwerkzeuge. Wir haben festgestellt, daß wir von unseren Paten eine ganze Menge lernen können.

Anja Rauchfuß, Bad Schmiedeberg, 4603 „Frösi"-Korrespondent

Berufswunsch – welchen hast du?



Auch wir sprechen regelmäßig über das Geschehen in der Welt. Einige Schüler bereiten sich besonders gut vor, indem sie kleine Zettel mit Stichpunkten anfertigen. Wir informieren uns mit Hilfe der Tageszeitungen und der Aktuellen Kamera. Bei besonders lebhaften Diskussionen benötigen wir manchmal mehr Zeit als vorgesehen.

Anke Friese, Reinsdorf, 4507

Ich besuche die AG Junge Sanitäter und wurde mit einer Mitschülerin drei Tage nach Koschen in ein Touristenlager delegiert. Wir erfuhren sehr viel über die Gesundheitserziehung, besichtigten die Schnelle Medizinische Hilfe und die Jugendzahnklinik in Senftenberg. Es war sehr lehrreich.

Christian Schirmer, Hosena, 7807

Zusammen mit meinem Vati habe ich das Computer-Preisausschreiben aus dem „Frösi"-Heft 9/86 gelöst. Vati hat mir vorher erklärt, welche Rolle die Mikroelektronik und die Computer in unserem Leben spielen. In der Schule habe ich am liebsten Mathematik. Vielleicht bereitet mir deshalb das Knobeln so großen Spaß.

Sabine Scholze, Görlitz, 8909

Antje Kranich aus Senftenberg fragt: „Woran kann man bei Wellensittichen Männchen und Weibchen erkennen?"

Die Geschlechter erkennt man vorrangig am Schnabel. Beim Männchen ist er blau, und beim Weibchen hat er eine graue Farbe.

Dr. Scharnigg

Unser Tip: Habt ihr Fragen zu euren Lieblingstieren, dann schlagt im Taschenlexikon „Heimtiere" nach, erschienen im VEB Bibliographisches Institut Leipzig. Erkundigt euch in eurer Bibliothek!



Computerasse beim Lernfest im Palast der Republik

Wir haben uns vorgenommen, daß alle das Klassenziel erreichen. Auch wollen wir im flotten Briefwechsel mit unseren Freunden in der Sowjetunion bleiben. Vor der Schule, sie ist unser Pionierobjekt Nr. 1, wollen wir das Beet in Ordnung halten, das uns zugesprochen wurde.

Nicol Beisich, Oldisleben, 4734 „Frösi"-Korrespondent

ZUM SCHMUNZELN

Der kleine Horst ist bei Tante zu Besuch. Beim Tischdecken beobachtet er, wie sie auf jeden Platz eine Serviette legt. Als sie auch neben seinen kleinen Teller eine Serviette legt, sagt er treuherzig: „Ich brauch so was nicht. Ich habe selbst ein Taschentuch."

Ein junger Mann fragt einen älteren Passanten: „Können Sie mir sagen, wie ich in die Philharmonie komme?" „Da müssen Sie fleißig üben, junger Mann, sehr viel üben!"

ALLES GEWUSST?

Auflösungen aus dem Heft 12/86: Kennwort: Karpfengasse, Auflösung: lustig. Kennwort: Versicherung, Auflösung: Erweiterte Haushaltsversicherung.





Unsere Klasse beteiligt sich natürlich auch am Schülerwettstreit. Vier Brigaden eifern um die Wette. Das macht Spaß, hat aber auch Konsequenzen für die, die nicht richtig mitmachen wollen.

Jana Muche, Cottbus, 7513



Gefragt sind Meinungen, Ideen, Vorschläge oder Hinweise rund um das Pionierleben. Nutzt eure Seite! Berichtet über nützliche Taten, einmalige Erlebnisse und geheimnisvolle Überraschungen! Schreibt an Redaktion „Frösi", Meine starke Seite, Postschließfach 43, Berlin, 1026.

Zeichnungen: Andreas Strozyk, Foto: Werner Popp
Redaktion: Annette Schlegel

Geburtstagsgruß

Das Geheimnis aus der Tüte!

In dem griechischen Namen Gypsóphila stecken die Wörter gýpsos = Gips und philos = Freund. Das heißt, das diesem „Frösi"-Heft beiliegende Schleierkraut ist ein Freund gips- oder kalkhaltiger Böden. Es ist ein Nelkengewächs mit schmalen Blättern und kleinen Blütchen, das in mehr als hundert Arten vom Mittelmeerraum bis nach Sibirien heimisch ist.

Halbstrauch mit „Gemeinschaftssinn"!

Die Aussaat erfolgt April bis Mai an Ort und Stelle oder in kleinen Töpfchen, aus denen man an den vorgesehenen Platz pflanzt. Der Boden soll etwas trocken und alkalisch sein, der Standort sonnig.
Wegen seines „Gemeinschaftssinns" fühlt sich das Schleierkraut in bunten Blumenbeeten, in Staudenrabatten oder als Einfassung besonders wohl.

Großer Magier in der Vase!

Seine überaus große Beliebtheit verdankt Schleierkraut seiner Zauberwirkung im Zusammenklang mit anderen Blumen in Beet oder Vase. Es ist der große Magier, der den einfachsten Strauß mit seiner filigranen Eleganz im Nu in ein blumenbinderisches Kunstwerk verwandelt. Gýpsóphila gibt es auch in Rosa bis Rot-Schattierungen, doch besonders dem bräutlichen Charme des weißen Schleierkrautes kann sich kaum jemand entziehen. Ihm gelingt es mühelos, Festlichkeit, Heiterkeit oder einen Hauch von Romantik in eine Blumengesellschaft zu zaubern!

Gypsóphila überall!

Nun wißt ihr Bescheid über das zarte Zauberkraut, „Frösis" Geburtstagsgruß an das Geburtstagskind Berlin! Sät, pflanzt und pflegt es! Setzt es als weißen, tüllzarten Tuff in den bunten Vorgarten. Gestaltet den Schulgarten, den Hof, die Blumenrabatte am Neubaublock!
Legt unserer Republik ein Festkleid an.

Foto: Horst Glocke





Der Mann in Blau

TIZIAN - Meister der Farbe

Zum Bild des Monats

Das 16. Jahrhundert in der venezianischen Malerei ist das Jahrhundert des Malers Tizian. Dieser lebensfrohe und selbstbewußte Mensch, der Könige, Päpste, Herzöge und die reichsten Patrizier zu seinen Auftraggebern rechnen konnte, war schon zu Lebzeiten eine anerkannte und berühmte Künstlerpersönlichkeit und stand mit seinen klassisch ausgewogenen und harmonisch klaren Werken gleichsam im Mittelpunkt der italienischen Hochrenaissance. Tiziano Vecellio, wie sein eigentlicher Name lautet, geboren zwischen 1485 und 1490 in einer Ortschaft in den Dolomiten, nahe der Grenze zu Tirol, hatte sich an der kulturellen Blüte Venedigs herangebildet. Diese Stadt nannte man zur damaligen Zeit die „Perle der Adria". Dort wurde der Handel fast mit der ganzen Welt abgewickelt. Der Reichtum und der Luxus Venedigs waren unermeßlich. In der Malerei Tizians, die durch üppige Formen, sinnliche Gestalten und eine satte, leuchtende Farbgebung sich auszeichnet, kann man davon einen Eindruck gewinnen.

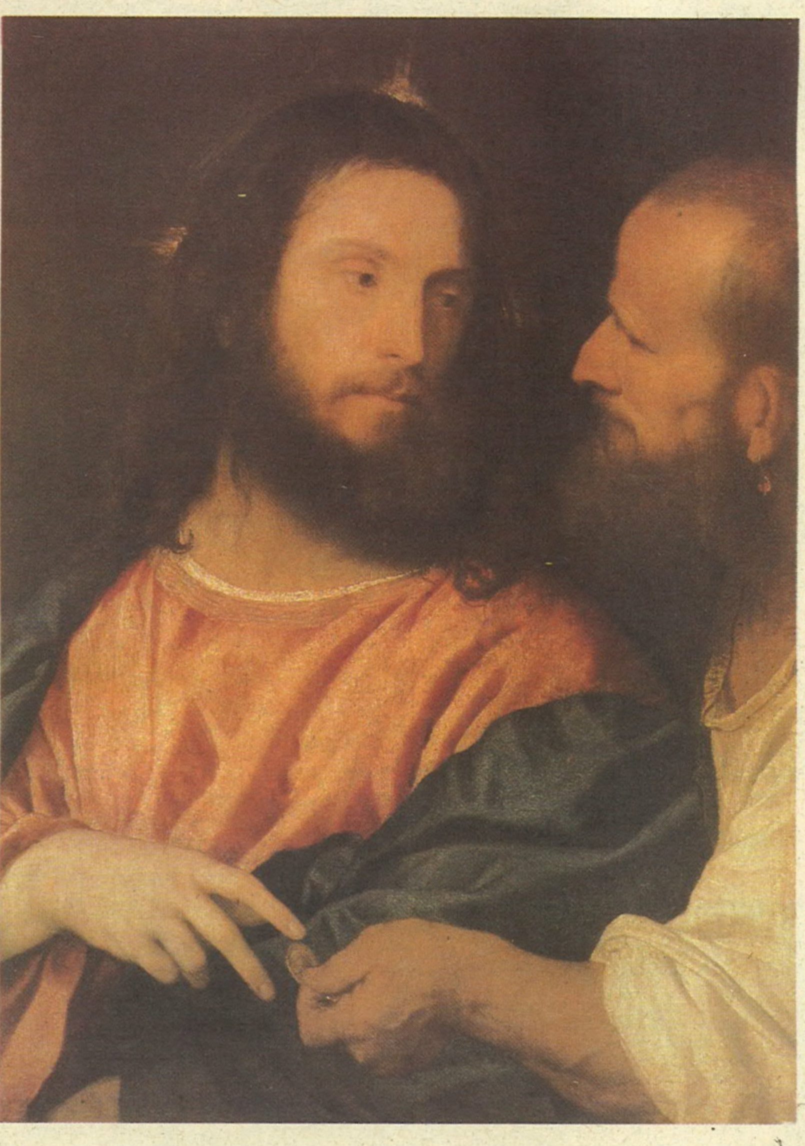
Das Schaffen Tizians läßt sich in mehrere Perioden gliedern. In seiner Frühzeit, zu Anfang des 16. Jahrhunderts, finden sich noch manche Übereinstimmungen mit der malerischen Auffassung Giorgiones, dem eigentlichen Begründer der Hochrenaissancemalerei. Die Freude am Schönklang der Farben und überhaupt die Erkenntnis, daß ein Bild aus der Farbe entwickelt werden kann, beherrschen diese Malerei. Als Giorgione 1510 mit nur 33 Jahren an der Pest stirbt, gehört Tizian zu den Künstlern, die seine Werke vollenden. Und Tizian ist entschlossen, fortan den Platz Giorgiones in der venezianischen Malerei einzunehmen. Die Weite und Größe seiner Kompositionen, die Pracht und Fülle, aber auch die Verkörperung der geistigen und sinnlichen Schönheit des Menschen, entsprechen vollkommen dem Wesen der Hochrenaissance.

Mit ungewöhnlicher Heftigkeit und zuweilen auch mit naiver Unbefangenheit wird die Farbe gesetzt. Zahlreiche Porträts aus dieser Periode, majestätisch stolze Persönlichkeiten, lassen die inneren Wesenszüge der Dargestellten erkennen. Auch das Gemälde „Bildnis einer Dame in Weiß", das sich heute in der Dresdner Gemäldegalerie befindet, stammt aus dieser Spätzeit des Malers. Es zeigt eine vornehme Dame in der schwelgenden Kleidung einer venezianischen Braut. Wie über eine Landschaft wandert das Auge den schönen Zügen des Gesichtes entlang, den Linien ihres Haares, des Geschmeides und des in Falten geworfenen Kleides nach. Ein im Ganzen hoheitsvolles Bildnis in einer Farbigkeit mit feinsten Tönungen und Abstufungen vorgetragen. Sie blickt aus dem Bilde heraus, schweigend und dennoch Vertraulichkeit ausstrahlend. Ist es die Tochter Lavinia, wie man vielleicht angenommen hat? Vielleicht im Kostüm der Neuvermählten? Wir wissen es nicht und können nur vermuten. Fest steht aber, daß Lavinia ein Lieblingsmodell des Künstlers war, und sie dürfte wohl auch das Schönheitsideal Tizians mit geprägt haben. In der vornehmen Farbgebung, die der Maler hier offenbart, erblicken wir heute etwas spezifisch Venezianisches und genießen den Glanz dieser Schönheit als etwas Kostbares.

GERT CLAUSSNITZER

Farbrepros: Verlag der Kunst Dresden (1), Werner Popp (1)

Der Zinsgroschen





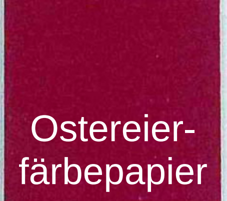
Ausgewählte Antworten von Lesern zum „Frösi"-Spaß Heft 10/86

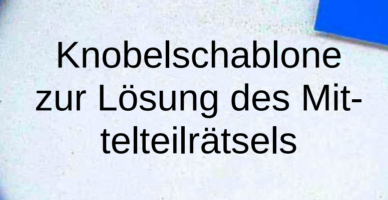
Pioniermagazin „Fröhlich sein und singen". Ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Silber, der Artur-Becker-Medaille in Gold, der Medaille der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" in Gold, der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und der Medaille der Pionierorganisation des SSM in Gold. – Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr, Redaktionssekretär: Dipl.-Gewi. Christine Meier, Gestalter: Vera Kruse, Chefreporter: Ralf Kegel, Redakteure: Ulla Brocke, Frank Frenzel, Manfred Heilmann, Marita Kloss, Annegret Kobow, Lotti Simon, Annette Schlegel, Annerose Zehmisch, Sekretariat: Helga Wulff. – Redaktionskollegium: Hans-Joachim Graf, Dr. Klaus Herde, Prof. Dr. Jürgen Polzin, Dr. Christine Lost, Dipl.-Päd. Dieter Wilkendorf, Friedrich Kühne, Fred Petzold, Richard Hambach, Günter Dorst, Prof. Dr. Gerhard Misgeld, Dipl.-Gewi. Elisabeth Richter, Margit Mahlke, Doris Weißflog, Prof. Dr. Reinhard Mocek, Dipl.-Päd. Reinhold Skottky, Klaus Rebelsky, Günther Feustel, Hans-Joachim Riegenring, Hansgeorg Meyer, Dr. Gisela Wessely, Ehm Kurzweg, Dipl.-Päd. Gerhard Kirner, Dr. Käthe Sima-Niederkirchner, Dieter Merzdorf, Dieter Schönherr, Sybille Durian – Wissenschaftlich-technischer Beirat: Horst Alisch, Ing. Karl Bartusch, Dipl.-Ök. Harald Drasdo, Ing.-Ök. Heinz Görner, O.-Ing. Gunter Giersch, Ing. Jochen Dietzmann, Ing.-Ök. Manfred Kutschick, Dipl.-Ing. Erich Schulz, Dr. Peter Lobitz, Dipl.-Ing. Hans Mauersberger, Dipl.-Ök. Gerhard Meinke, Albrecht Camphausen, Ing.-Ök. Werner Ondracek, Gerhard Tscharnke, Ing. Klaus Barthel, Dr.-Ing. Harry Förster, Rolf Philipp, Ing. Brigitte Barth, Regina Brauns, Otto Weber. Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag Junge Welt, 1080 Berlin, Mauerstraße 39/40. Postanschrift: „Frösi", PSF 43, Berlin, 1026. Fernruf 2 23 30. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag Junge Welt. Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementpreis: 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr. 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 8010 Dresden, Julian-Grimau-Allee.
Redaktionsschluß: Oktober 1986



Tizian (eigentlich Tiziano Vecellio), 1477–1576, Italien,
„Bildnis einer Dame in Weiß", um 1555, Staatliche Museen Dresden,
Gemäldegalerie Alte Meister

Dia: Verlag der Kunst Dresden


Ostereier-
färbepapier


Knobelschablone
zur Lösung des Mit-
telteilrätsels



Kat.-Nr. 5 4601 6

Schleierkraut

Schneekönigin

EVP –,15 M

VOLKSEIGENE SAATGUTBETRIEBE DER DDR

EVP -,15 M DN 92/4/

Geprüftes Saatgut TGL 21 1

Schleierkraut

Gypsophila elegans gigantea

KULTURANLEITUNG

Einjährig.
Aussaat: April – Mai im Freiland a
Ort und Stelle, vorteilhaft in Reihen.
Aufgang nach 14 Tagen.
Bei zu dichtem Stand verziehen.
Gedeiht in jedem Boden.
Verwendungszweck: Gruppenbepflanzu
gen und zum Schnitt.

Inhalt für ca. 4 lfd. Meter

VEB Erfurter Blumensamen

Erfurt

III/28/4